



## Zum neuen Jahr

Das alte Jahr vergangen ist,  
das neue Jahr beginnt.  
Wir danken Gott zu dieser Frist.  
Wohl uns, dass wir noch sind!

Wir sehn aufs alte Jahr zurück  
und haben neuen Mut:  
Ein neues Jahr, ein neues Glück.  
Die Zeit ist immer gut.

Ein neues Jahr, ein neues Glück.  
Wir ziehen froh hinein.  
Und: Vorwärts, vorwärts, nie zurück!  
Soll unsre Losung sein.

Hoffmann von FALLERSLEBEN

Swetlana DEMKINA

BILDUNG

## Pädagogisches College: gestern und heute

Slawgorod ist ohne das hiesige Pädagogische College (ehemalig die Pädagogische Fachschule) schwer vorzustellen. Diese Bildungseinrichtung ist etwa so alt wie die Stadt selbst und 2021 ist ein Jubiläumsjahr für sie. Im Dezember dieses Jahres beging das Pädagogische College seinen 95. Geburtstag. Seit ihrer Existenz sammelte die Fachschule viele gute Traditionen und bemühte sich immer, mit der Zeit Schritt zu halten. Dabei setzt man sich zum Hauptziel, günstige Verhältnisse für die Vorbereitung der auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzfähigen Spezialisten zu schaffen. Nach wie vor gilt das Slawgoroder Pädagogische College auch heute als eine der führenden Bildungseinrichtungen in der Altairegion und gehört zu den 100 besten Fachschulen Russlands.

Im Slawgoroder Pädagogischen College studieren jährlich mehr als 500 junge Menschen. Sie werden als Schullehrer in verschiedenen Fachrichtungen mit entsprechenden zusätzlichen Kenntnissen ausgebildet: Unterstufenlehrer, Kindergärtnerinnen, Spezialisten in den Bereichen der Korrektionspädagogik und Sport sowie Lehrkräfte für Zusatzausbildung. In den 95 Jahren entwickelte sich das College zu einer echten Schmiede von professionellen Kadern, die etwa 12 000 Spezialisten ausgebildet hat, die heute viele wesentliche berufliche Leistungen in verschiedenen Bereichen zeigen.

### GRÜNDUNG UND AUFSTIEG

Alles begann am 1. Dezember 1926, als in Slawgorod ein pädagogisches Technikum mit zwei Abteilungen - russisch-ukrainisch (seit 1930 russisch) und deutsch - eröffnet wurde. Das war die erste Bildungseinrichtung unter den Fachschulen in der Stadt Slawgorod.

In dem Buch „Essays der Erinnerungen an das Slawgoroder Pädagogische College“ schrieb Alexander Schischow, der Lehrer für soziale Disziplinen, Organisator des Museums des College, über diese Zeit: „Die erste Volkszählung bei der sowjetischen Macht, die 1926 durchgeführt wurde, zeigte ein niedriges Bildungsniveau im Land, obwohl seit mehreren Jahren um die Beseitigung des Analphabeten-

tums gekämpft wurde. Daher beginnen bereits 1926 aktive Vorbereitungen für die Einführung der obligatorischen Grundschulbildung für Vorschulkinder im Jahr 1930. Im Rahmen dieser Vorbereitung wird entschieden, unsere Bildungseinrichtung zu eröffnen.“

Über dieses Ereignis schrieb der erste Leiter der pädagogischen Schule, Wassilij Modin, in seinem Artikel in der Zeitung „Stepnaja Prawda“, die in Slawgorod veröffentlicht wurde: „Solche Bildungseinrichtung ist für unseren Bezirk äußerst notwendig. Darüber hinaus ist es nötig, die Vorbereitung auf die Allgemeinbildung unter der Bedingung durchzuführen, dass dafür immer noch nicht genügend Lehrer vorhanden sind...“ Bald wurde das Pädagogische Technikum (später Pädagogische Berufsschule und seit 1993 Pädagogisches College) zu einer prestigeträchtigen Ausbildungsplattform.

Am 1. Januar 1933 wurde die Deutsche Fakultät zu einem Deutschen Pädagogischen Technikum umgewandelt. Seit 1938 wurde das Deutsche Technikum geschlossen und im September 1957 als deutsche Abteilung wieder gegründet.

Die 1930er Jahre wurden zu einer Zeit der Verbesserung der materiellen und technischen Basis der Bildungseinrichtung und Lebensbedingungen der Studierenden. Das Studium wurde „Russisch“ und „Deutsch“ durchge-



Das Gebäude des Slawgoroder Pädagogischen Colleges von heute.

führt. Zum Jahr 1936 wurden bereits über 20 Gruppen im Pädagogischen Technikum eingeschult, daneben wurden verschiedene Kurse mit pädagogischem und nicht-pädagogischem Profil organisiert. Die zukünftigen Lehrer wurden von hochqualifizierten Pädagogen ausgebildet - Hochschulabsolventen aus Moskau, Tomsk, Rostow, Odessa und aus anderen Instituten des Landes. An der deutschen Filiale der Fachschule erfolgte das Studium komplett in deutscher Sprache, hier bildete man Lehrer für Deutsch als Muttersprachler aus. Das Leben nahm jedoch bald seine eigene Berichtigung vor.

### „DURCHSTRICHENE GESICHTER“

Die Welle der politischen Repression, die Ende der 1930er Jahre über das Land hinwegfegte, ging nicht am Pädagogischen Technikum Slawgorod vorbei. Vor allem die deutsche Abteilung hat es erwischt. In den Jahren 1937-1938 wurden drei ihrer Direktoren, der stellvertretende Direktor, der Wirtschaftsleiter, eine Reihe von Lehrkräften und Studenten entlassen und verhaftet. Wie beispielsweise

Anna Osadtschaja, die hier Deutsch unterrichtete. Ihr Ehemann, Leiter der russischen Abteilung des Pädagogischen Technikums, war zu dieser Zeit bereits verhaftet worden. So wurde die Deutschlehrerin zuerst als die Frau eines „Volksfeindes“ und dann selbst als „Volksfeindin“ abgestempelt.

So heißt es in den Essays der Erinnerungen an das College über diese Pädagogin: „Sie war von einer Atmosphäre des Misstrauens und der Angst umgeben, aber die Studenten liebten sie und begrüßten sie wie immer. Worauf Anna Osadtschaja aus Angst um ihre Studenten auf Deutsch zu ihnen sprach: 'Sie brauchen mich nicht zu begrüßen' (aus den Memoiren von Heinrich Foth, einem Absolventen des Jahres 1940). Im Dezember 1937 wurde sie entlassen, dann festgenommen und in drei Monaten erschossen.“ Im Museum des Colleges werden noch immer Gruppenfotos aufbewahrt, auf denen die Gesichter von Studenten und Pädagogen, die zu „Staatsfeinden“ erklärt wurden, durchstrichen oder zerkratzt sind.

Foto: Archiv des Colleges

(Schluss auf Seite 2)

### EREIGNISSE

## Auszeichnungen für Landwirte

Anfang Dezember fand in Barnaul eine feierliche Veranstaltung statt, die dem regionalen Tag der Landwirtschaft und der verarbeitenden Industrie gewidmet war. Während dieser Feier wurden die erfolgreichsten Arbeiter dieser Wirtschaftszweige der Altairegion hoch bewertet, schreibt der Pressedienst der Regionalregierung. In seiner Begrüßung unterstrich Viktor Tomenko, Gouverneur des Altai, dass dank den Arbeitern des Agrar-Industrie-Komplexes die Region sich stabil entwickelt und Spitzenleistungen erzielt. Nach den aktuellsten Angaben betrug die Ernte von Getreide und Hülsenfrüchten in diesem Jahr etwa 5,9 Millionen Tonnen. Trotz der langen Trockenperiode und ungeachtet der derzeitigen Beschränkungen und Veränderungen der heutigen wirtschaftlichen Bedingungen im Zusammenhang mit steigenden Preisen für Mineraldünger und andere materielle Ressourcen haben die Landwirte ein so hohes Ergebnis erzielt, unterstrich der Regionsleiter. Im Rahmen des Festes wurden mehrere Agrarier mit verschiedenen Auszeichnungen belohnt. Darunter waren auch Vertreter des Deutschen nationalen Rayons. So wurde Michail Pered, Brigadier der Hauptgeschäftsbereichen der „Brücke-Agro“ GmbH aus dem Dorf Redkaja Dubrawa mit der Medaille der Altairegion „Für die Verdienste in der Arbeit“ ausgezeichnet. Noch zwei Agrarier erhielten Schlüssel von neuen Autos: Wladimir Stromberger, Traktorist der „Eco-Produkt“ GmbH, und Vitalij Legesa, Mechanisator der Kirow-Kolchosa.

## Grundmedizin verbessern

Im Rahmen des Programms „Modernisierung der medizinischen Grundversorgung der Altairegion“ wurden im laufenden Jahr 17 Feldscher-Geburtshilfestationen errichtet, berichtet der Pressedienst der Regionalregierung. Für den Bau dieser medizinischen Einrichtungen wurden aus dem föderalen und regionalen Haushalt etwa 148,8 Millionen Rubel verausgabt. „Nach Bedingungen des Programms wird der Bau einer neuen Einrichtung von Siedlungen beansprucht, in denen die Abschreibung von Gebäuden 80 Prozent übersteigt oder es überhaupt keinen Platz für die Unterbringung einer medizinischen Einrichtung gibt“, betont der stellvertretende Gesundheitsminister, Konstantin Gordejew. Außerdem meldet man im regionalen Gesundheitsministerium, dass aus dem regionalen Budget zusätzlich für die Anschaffung von Ausrüstung und Möbeln für die neuen Feldscher-Geburtshilfestationen noch etwa 8,8 Millionen Rubel bereitgestellt wurden. In jeder Einrichtung sollen neue medizinische Möbeln sowie ein Elektrokardiograph, ein automatischer Defibrillator, ein Wickeltisch, eine Kinderwaage, ein Inhalationsapparat und anderes mehr eingerichtet werden.

Maria ALEXENKO

Maria ALEXENKO

# Durch Sport stark und verantwortlich werden

Neben uns leben viele Menschen deutscher Herkunft, die einen wesentlichen Beitrag in die Entwicklung wie der Altairegion so auch ganz Russland leisteten und leisten. In der Kultur, Medizin, Bildung oder Landwirtschaft arbeiten fleißige und für ihre Sache begeisterte Männer und Frauen verschiedenen Alters. Auch der Sport ist dabei keine Ausnahme. Der heutige Bericht ist dem weltberühmten Taekwondo-Kämpfer in der Gewichtsklasse bis 80 kg, Teilnehmer der Olympischen Spiele in Rio de Janeiro 2016 und Medaillengewinner bei Weltmeisterschaften und Europaspiele, Albert GAUN, gewidmet.



Kampfsport war und ist bei Jungen und oftmals auch bei Mädchen immer beliebt. Über seinen Weg zum Taekwondo-Kampf erzählt Albert Gaun in einem Interview: „Ich kam am 21. Juni 1992 zur Welt. Als ich ein wenig herbei wuchs, schaute ich mir gern Filme über den Kampfsport mit Jackie Chan und Chuck Norris in Hauptrolle an. Das war ansteckend, ich rannte durch das Haus, schlug mit den Händen und Beinen um mich herum. Mein Vater beschloss, mich in die Taekwondo-Sektion abzugeben. Er selbst hat den Karate-Kampf aus mehreren Büchern gelernt. Zu jener Zeit wusste man in Russland über den Kampfsport sehr wenig, mein Vater wusste fast alles.“

Schon der erste Besuch der Taekwondo-Sektion gefiel Albert sehr und er blieb an dieser Sportart nach seinen Worten für immer „hängen“. Von Jahr zu Jahr besserte er seine Technik und begann, mit anderen Jungen zu wetteifern. Außer den Trainings in der Sporthalle musste er ständig auch zu Hause noch trainieren. „Mein Vater ist selbst sehr arbeitsam und

streng, das forderte er auch von mir. Er verhält sich zu einer beliebigen Sache mit voller Verantwortung, diese Eigenschaft hat er auch in mir erzogen“, so Albert Gaun.

An seinen ersten Wettkampf erinnert sich der heute schon Verdienter Sportmeister Albert Gaun mit einem Lächeln: „Erster Kampf und erste Niederlage! Aber meine Mutter beruhigte und tröstete mich: ‘Deine Siege stehen noch bevor!’ Und schon nach einigen Wettbewerben habe ich gewonnen.“

Welche Gedanken hat ein Ringer im Kopf während des Kampfes? „Verschiedene, sogar manchmal über eine gute Suppe! Doch mein Trainer Pjotr Markin gibt mir wenig Zeit für freie Gedanken: nur Kampf! Er ist streng, aber zuvorkommend, steht mir immer nahe und regt mich zum Sieg an“, teilt der Kämpfer mit.

Über den Verdienten Trainer Russlands Pjotr Markin, der ihn schon 20 Jahre trainiert,

sagt Albert Gaun: fleißiger Profi, Trainer großgeschrieben. Die harte und fleißige Arbeit des Sportlers und des Trainers im Sportsaal und das Gelingen: Das alles trägt zu einem guten Ergebnis bei, ist Albert Gaun überzeugt.

Wie schon oben gesagt, stammt Albert Gaun aus einer russlanddeutschen Familie. So erzählt er im Film „Deutsche des Altai“ selbst darüber: „Mein Urgroßvater Siegmund Richter war der Bruder des berühmten russischen Pianisten Swjatoslaw Richter. Ihr Vater wurde 1937 verhaftet und sie kamen in ein Kinderheim. Später kamen sie in verschiedene Familien und ihre Schicksale haben sich dadurch auch verschieden entwickelt. Mein Großvater Albert Gaun wurde unter vielen Deutschen aus dem Wolgagebiet zwangsweise nach Kasachstan verbannt. Meine ganze deutsche Verwandtschaft lebte lange Jahre in dieser Republik. Später übersiedelte unsere Familie in den Altai. Hier kam auch ich zur Welt.“

In den 2000er Jahre bereitete sich die Familie Gaun wie übrigens viele Tausende russlanddeutsche Familie zur Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland. Alle Familienmitglieder lernten intensiv die deutsche Sprache. Aber zur Übersiedlung kam es nicht: Nach allen Überlegungen beschlossen die Eltern, in Barnaul zu bleiben. Und schon 2009 erwarb der Junge Taekwondo-Kämpfer Albert Gaun die Silbermedaille der Europameisterschaft der Junioren.

Mit 19 Jahren wurde Albert Gaun Champion Russlands und mit 21 - Silbermedaillengewinner der Weltmeisterschaft im Taekwondo-Kampf. Dies ist bis heute sein höchstes Ergebnis. Um nur einige seiner anderen Errungenschaften zu erwähnen: 2019 - Gewinner der Multi European Games; 2018 - Bronzemedaillengewinner der

Russischen Meisterschaft; 2017 - Silbermedaillengewinner der Russischen Meisterschaft, Europameister; 2016 - Russischer Meister, Bronzemedaillengewinner der World Grand Prix Series, Sieger der internationalen Wettbewerbe, Teilnehmer der Olympischen Spiele in Rio de Janeiro; 2015 - European Games Silbermedaillengewinner, WM-Bronzemedaillengewinner und Europameister.

Mit der Zeit hat sich der Taekwondo-Kämpfer nach Worten von Albert Gaun ziemlich verändert, er wurde unterhaltsamer, früher war er viel härter. Die Karriere eines Sportlers ist flüchtig, deswegen denkt der Kämpfer Albert Gaun schon heute an die Trainerarbeit. In den vergangenen Jahren hat er schon genug Erfahrung für die Arbeit mit den Kindern gesammelt und beschäftigt sich schon jetzt mit einer Gruppe.

In den seltenen freien Stunden findet Albert Gaun auch Zeit für seine Hobbys: Fußball und Minifußball. Alle seine Trainings finden unter Musik statt, er liebt Jazz und Rap sowie auch andere musikalische Richtungen. Er hat keine besonderen Vorlieben in der Musik. Er ist überzeugt, dass die Lieblingsmelodien in ihm die positive Motivation während der Übungen unterstützt.

Die Taekwondo-Prinzipien sind: Ehrfurcht, Ehrlichkeit, Selbstbeherrschung und unbeugsamer Geist. Was ist für Albert Gaun ein unbeugsamer Geist? Es ist die geistige Komponente einer Person: Durch Arbeit, durch Trainings wird der Mensch stark und lernt es, objektiv sein und immer verantwortlich zu seinen Worten und Taten stehen.

Foto: altaisport.ru

Swetlana DEMKINA

PROJEKTE

## Wettbewerb „Schaffen ohne Grenzen“

Es wurde schon zu einer guten Tradition im Deutschen nationalen Rayon, im Dezember den schöpferischen Rayonswettbewerb „Schaffen ohne Grenzen“ zu veranstalten. Das Projekt wurde von der Mittelschule und dem deutschen Kulturzentrum des Dorfes Podsosnowo initiiert und realisiert. Obwohl die epidemiologische Situation in der Region derzeit immer noch schwierig bleibt, störte sie jedoch nicht, auch 2021 dieses echte Marathon der Kinderkreativität durchzuführen. Diesmal wieder im Distanzformat. Am Projekt beteiligten sich traditionell Kinder sowie Lehrkräfte aus verschiedenen Schulen und deutschen Kulturzentren des Deutschen nationalen Rayons, die ihr kreatives Können im Bereich der russlanddeutschen Literatur vorstellten.

Das Projekt „Schaffen ohne Grenzen“ war dem Leben und Schaffen der russlanddeutschen Schriftsteller - Jubilare dieses Jahres - gewidmet: Hermann Arnhold, Alexander Reimgen, Viktor Weber, Woldemar Hermann, Oswald Pladers, Klara Obert, Gerhard Sawatzky, Hilde Anzengruber, Alexander Beck, Hildegard Wiebe, Peter Klassen, Alexej Debolski und Lia Frank.

Dieser Wettbewerb ist darauf abgezielt, das schöpferische Kinderpotenzial auf der Basis der bis jetzt aufbewahrten deutschen Traditionen und des kulturellen Erbes der Russlanddeutschen als eines der Völker Russlands zu entwickeln, begabte Kinder zu unterstützen und die Zusammenarbeit zwischen den deutschen Zentren und Bildungseinrichtungen im Rayon zu festigen.

Er wurde wie ursprünglich in fünf Nominierungen durchgeführt. Die Nominierung „Sprache des Herzens“ sah die künstlerische Übersetzung eines literarischen Werkes der oben genannten russlanddeutschen Schriftsteller vor. Zur zweiten Nominierung „Poesie ist ewig“ gehörten Videos, in welchen die jungen Literaturfreunde ihr Können präsentierten, die Poesie original, künstlerisch und gefühlvoll vorzulesen. In der Kategorie „Lesen macht Spaß“ führten die Teilnehmer die Prosawerke künstlerisch vor. Es gab noch die Nomi-

nierung „Postkarte“, wo die Kinder literarische Postkarten zu den Werken der oben genannten Autoren in deutscher Sprache bastelten. Auch die Pädagogen wurden im Projekt nicht vergessen. Die letzte Nominierung „Pädagogische Schatzkiste“ vereinigte Deutschlehrer, die zum Wettbewerb interaktive Spiele anhand vom Lebenslauf und Schaffen eines der oben genannten Schriftsteller erarbeitet hatten.

In jeder Nominierung wurden von der Jury die drei Besten in verschiedenen Altersgruppen gewählt. „Das ist immer nicht leicht, unter den verschiedenartig begeisterten Kindern zu wählen. Aber die Ausschreibung sieht das vor!“, sagt Natalja Gerlach, eine der Organisatoren des Wettbewerbs. Ihren Worten nach, machen sich die heranwachsende Generation der Russlanddeutschen und alle Interessenten dank diesem Wettbewerb mit der Literatur der Russlanddeutschen bekannt, entwickeln Fähigkeiten der literarischen Übersetzung und der künstlerischen Deklamation und lernen den Inhalt eines Literaturwerkes durch Bilder zu illustrieren. Daneben gibt das Projekt „Schaffen ohne Grenzen“ auch den Lehrkräften die Möglichkeit, ihre Erfahrungen und Autorenentwürfe auszutauschen, wie man das Schaffen der russlanddeutschen Schriftsteller spielerisch kennen lernen kann.



Zeichnung von Anna Kampen aus Schumanowka zum Gedicht „Die Steppe“ von Alexander Reimgen.

Der diesjährige Wettbewerb „Schaffen ohne Grenzen“ lockte 84 Teilnehmer heran. Dabei wurden 24 Arbeiten zu verschiedenen Nominierungen aus Polewoje gewählt. Die Gewinner wurden mit Diplomen des ersten, zweiten und dritten Grades in jeder Altersgruppe ausgezeichnet. Die anderen Teilnehmer bekamen Zertifikate und alle Lehrer, die den Kindern bei der Vorbereitung zum Wettbewerb halfen, Dankschreiben.

„Die Teilnehmer wie Lehrpersonen bewerteten unser Wettbewerb hoch, weil er nun schon seit drei Jahren ununterbrochen das Interesse für die russlanddeutsche Literatur weckt. Und das heißt, dass diese Tradition fortgesetzt werden muss. Wir bedanken uns herzlich bei allen Teilnehmern für ihr kreatives Können und wünschen, ihre Talente weiter zu entwickeln, um neue Gipfel zu erobern“, resümiert Natalja Gerlach.

Foto: Zentrumsarchiv Podsosnowo

Swetlana DEMKINA

BILDUNG

## Pädagogisches College: gestern und heute

(Schluss von Seite 1)

FACHRICHTUNG  
FREMSPRACHEN

KRIEGSJAHRE

In den Kriegsjahren wurden viele Absolventen der deutschen Fakultät in die Arbeitsarmee einbezogen. Nur wenige von ihnen hatten eine Chance, nach Hause zurückzukehren. Aber diejenigen, die Glück hatten, setzten ihren Unterricht fort und taten viel für die Bildung in Slawgorod und darüber hinaus. Kliment Helmel, ein Absolvent von 1937, leitete beispielsweise viele Jahre lang den Klub der Trudarmisten der Stadt Slawgorod, und sein Kamerad Iwan Schellenberg war Mitte der 1950er Jahre federführend bei der Gründung der Zeitung „Rote Fahne“, arbeitete da als Chefredakteur. Später stand er an der Spitze der deutschen Ausgabe des Regionalradios und war unter den Gründern der Stadtorganisation der Sowjetdeutschen „Wiedergeburt“.

Schon am zweiten Kriegstag wurden die jungen Männer von Studenten der Pädagogischen Berufsschule für die Armee mobilisiert, und im Sommer 1942 bildete man eine Gruppe von Kommunisten und Komsomol-Mitgliedern, um sie an die Front zu schicken. In der Kriegszeit befand sich im Gebäude der Pädagogischen Berufsschule ein Kriegshospital. Viele von den zukünftigen Lehrkräften waren Paten in diesem Hospital. Viele Absolventen gingen an die Front.

Die Nachkriegsjahre waren auch nicht einfach. Trotz der enormen Schwierigkeiten ging das Leben weiter. In den 1950er Jahren beteiligten sich die Studenten der Bildungseinrichtung aktiv am Bau der Eisenbahnlinie Kulunda-Barnaul, an der Schaffung eines Kultur- und Erholungsparks, bevormundeten kleine ländliche Schulen, Babyhäuser, arbeiteten in den Kolchosen.

Im Jahr 1995 wurde im Pädagogischen College eine Zusatzqualifikation eröffnet „Lehrer für Englisch in der Grundschule“, und seit 1999 gab es die Fachrichtung „Fremdsprachen“, in der auch Englischlehrer vorbereitet wurden. Und die deutsche Abteilung wurde zur Abteilung für Fremdsprachen umbenannt. Diese aber wurde 2014 aufgelöst.

Obwohl das Kollektiv des Colleges bedauert, dass man die Fremdsprachenabteilung aufgeben musste, weil die Fremdsprachenlehrer nach den neuen Bildungsstandards Hochschulbildung besitzen müssen, gibt man sich Mühe, um die methodische Basis dieser Abteilung zu erhalten und die pädagogischen Fachkräfte rationell auszunutzen. So erarbeitete man hier zusätzliche Lernmodule für Deutsch und Englisch, damit die Studenten die Fremdsprachen im erweiterten Format lernen konnten. Deutsch und Englisch studiert man hier auch als allgemeinbildende Fächer. Daneben wird traditionell die Dekade der Philologie im Dezember durchgeführt. Das Programm dieser Dekade ist mit verschiedenen Veranstaltungen erfüllt, wo die Studenten ihre Kenntnisse in Deutsch und Englisch vorstellen können.

Im Laufe der Jahre entwickelte sich das Slawgoroder Pädagogische College zur führenden Bildungseinrichtung mit langjähriger Erfahrung in der Kaderausbildung, mit eigenen Traditionen und Leistungen, die von mehreren Generationen kreativer Pädagogen, Studenten und Absolventen geprägt wurden, die derzeit eine Bildungseinrichtung mit Blick in die Zukunft bleibt.



## Ein glückliches neues Jahr!

Liebe Freunde! Im Namen der Regionalen Nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai wünsche ich Euch frohe Weihnachten und einen guten Rutsch ins neue Jahr!

Das vergangene Jahr war ja wieder nicht leicht, aber die Schwierigkeiten, auf die wir trafen, halfen uns, enorme Reserven für die weitere Entwicklung zu entdecken. Wir arbeiteten aktiv an der Popularisierung und Erhaltung der deutschen Sprache, Traditionen, Kultur und Geschichte der Russlanddeutschen und halfen vielen Menschen real. Wir eigneten uns andere Arbeitsformate an, insbesondere im Medienbereich, und was das Wichtigste ist, alle Organisationen und Strukturen der Russlanddeutschen setzten ihre Tätigkeit erfolgreich fort.

Als eine Hauptsache gilt auch, dass wir an unsere Kräfte glaubten und die Hände trotz der schwierigen epidemiologischen Situation nicht hängen ließen! So sollten wir nur gute und warme Erinnerungen an das vergangene Jahr und die besten Erfahrungen, die wir gesammelt haben, in unserem Gedächtnis halten, weil sich vor uns eine neue Seite des Lebens eröffnet.

Möge alles, was im neuen Jahr kommt, jedem von Euch, der am Leben der Autonomie der Deutschen des Altai aktiv teilnimmt, nur Veränderungen zum Besseren und Wohlstand bringen. Ich wünsche allen die Fähigkeit zu entwickeln, schnell auf die sich stets verändernde Welt zu reagieren, und mehr Möglichkeiten zu haben, neue Kompetenzen und moderne Fähigkeiten zu erwerben.

Soll die Weihnachtszeit Eures Zuhause mit Wärme wie Freude und Eure Seelen mit Segen und Ruhe erfüllen und der festlich geschmückte Weihnachtsbaum gute Laune und Hoffnung geben.

Möge das neue Jahr erfolgreich, freundlich und stabil für Euch sein, und jedem angenehme Ereignisse und Neuigkeiten bringen. Ich wünsche Euch, das Jahr 2022 mit Optimismus und mit neuem Elan zu beginnen, denn es liegt Euch noch viel Interessantes bevor.

Ein glückliches neues Jahr!

Tatjana SCHULZ,  
Vorsitzende des Rates der Regionalen Nationalen Kulturautonomie der Deutschen des Altai

## Frohes Fest!

Liebe Leserinnen und Leser! Ich gratuliere Euch allen, Euren Familien, Verwandten und Freunden herzlich zu den bevorstehenden freudigen Ereignissen – zu dem Hauptfeiertag der gesamten christlichen Welt, Weihnachten und auch zum neuen Jahr 2022!

Weihnachten bedeutete zu allen Zeiten den Glauben jedes Menschen an ein besseres, helles und freudigeres Leben, die Erfüllung der begehrten Wünsche und der kühnsten Pläne. Und das neue Jahr ist eine Zeit der Hoffnung, dass alles, was Ihr euch wünscht, mit Sicherheit wahr wird.

Mögen die Feiertage für Euch alle wünschenswert und freudig sein. Sollen alle Euren Träume und Pläne in Erfüllung gehen!

Viel Glück und große Freude im neuen Jahr!

Georgij KLASSEN,  
stellvertretender Vorsitzender des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur, Vorsitzender des Zwischenregionalen Koordinationsrates der Deutschen Westsibiriens

Sonderausgabe Nr. 12

Das Projekt wird unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Programms zugunsten der ethnischen Deutschen laut den Entscheidungen der Deutsch-Russischen Regierungskommission für Angelegenheiten der Russlanddeutschen ermöglicht.

Swetlana DEMKINA

JUGEND

## Große Weihnachten und Schule für Aktivisten

Die Weihnachtszeit ist in den Organisationen der Russlanddeutschen besonders beliebt. Viele von ihnen bereiten zahlreiche festliche Veranstaltungen für verschiedene Altersgruppen vor. Die Jugendlichen vereinigte kurz vor diesem Fest die Jugendorganisation „UNITE“. Um die Teilnehmer der Jugendclubs der deutschen Zentren zu Weihnachten zu gratulieren und eine zauberhafte festliche Atmosphäre zu schaffen, wurden mehrere Projekte für die jungen Russlanddeutschen realisiert, die völlig oder teilweise diesem schönen Fest gewidmet waren. Sie alle wurden unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Programms zugunsten der Deutschen in der Russischen Föderation laut dem Beschluss der Deutsch-Russischen Regierungskommission für die Angelegenheiten der Russlanddeutschen organisiert. Nachstehend über einige davon ausführlich.

### „SCHULE DER KADERRESERVE“

So hieß das Arbeitstreffen der Aktivisten der Jugendclubs, das vom 9. bis zum 12. Dezember in der Republik Altai von der Altaier Regionalen Gesellschaftlichen Organisation „UNITE“ durchgeführt wurde. Dazu kamen Mitglieder des funktionierenden Rates der Jugendorganisation und junge Aktivisten der Bewegung der Russlanddeutschen in der Altairegion. Auf sie warteten verschiedenartige Meisterklassen, Beschäftigungen mit Deutsch, angenehme Winter Spaziergänge und eine freundliche Kommunikation.

Am ersten Abend fanden die ersten Workshops statt. In einem bastelten die Teilnehmer Weihnachts-symbole. Im zweiten schmückten sie nach dem Rezept der Russlanddeutschen gebackte Lebkuchen.

Der nächste Morgen begann mit Deutsch. Die jungen Deutschfreunde lernten in Spielform, wie die Weihnachtssymbole auf Deutsch heißen, wie man zu Weihnachten gratulieren und Glückwünsche äußern kann. Diesem folgten mehrere Aktivitäten. Zwei davon wurden den Themen „Persönliches Branding“ und „Redekunst“ gewidmet. Und in der dritten bastelten die jungen Aktivisten Adventskränze. Der Abend endete mit einer Filmvorführung in gemütlicher Atmosphäre.

An nächsten Tag fand ein dem Buch von Olga Kolpakowa „Wermuttanne“ gewidmetes Workshop statt, in dem sich die Teilnehmer mit der Geschichte der kleinen Marijka bekannt machten und verschiedene kreative Aufgaben erledigten, um sich neue Wörter und Ausdrücke einzuprägen. Nachdem versicherten viele von den Jugendlichen, dass sie diese berührende Geschichte auf jeden Fall vollständig lesen würden – einige auf Russisch, andere auf Deutsch.

Das Arbeitstreffen sah noch zwei Aktivitäten vor, wo die Teilnehmer die Weihnachtssouvenirs füreinander herstellten. Jetzt wird es ihnen nicht schwer fallen, in fünf Minuten aus einem gewöhnlichen Blatt Papier einen Volumenweihnachtsbaum zu machen oder aus Filz, Knöpfen und Fäden ein nettes Reh zu nähen. In gemütlicher Atmosphäre ließ man den Abend mit dem Film „Allein zu Hause“ auf Deutsch ausklingen und am Sonntagmorgen zündeten die jungen Aktivisten die dritte Kerze am Adventskranz an, den sie selbst gebastelt hatten, und sangen das Lied „In der Weihnachtsbäckerei“.

Unter anderem wurde den Mitgliedern des Vorstandes der Jugendorganisation „UNITE“ dank dem Projekt die Möglichkeit zur Verfügung gestellt, sich zu versammeln, um wichtige organisatorische Fragen zu besprechen, Bilanz für das ablaufende Jahr zu ziehen und die Perspektive für 2022 zu bestimmen.

### „GROSSE WEIHNACHTEN“

Im Dezember startete „UNITE“ eine ungewöhnliche Weihnachtsaktion! Im Rahmen dieser wurden die Jugendclubs der deutschen Kulturzen-



Teilnehmer des Arbeitstreffens „Schule der Kaderreserve“ bastelten gern Adventskränze.



Nikolausstiefel vom Jugendklub aus Blagoweschtschenka und Weihnachtskarte aus Schumanowka.



tren des Altai aufgefordert, ein Weihnachtssymbol im großen Format aus beliebigen Materialien herzustellen. Die Fotos dieser Schöpfungen mit einer kurzen Beschreibung sollten sie in den sozialen Netzwerken auslegen. Dieser Aktion schlossen sich viele Jugendclubs mit Enthusiasmus an. Die Fantasie und Kreativität der Jugendlichen hatte dabei keine Grenzen. So entstanden riesengroße Adventskränze, ein Weihnachtsstern, ein Stiefel, eine Weihnachtskarte und anderes mehr.

Die Mitglieder des Jugendclubs „Silbermond“ aus Polkownikowo, Rayon Kossicha, stellten beispielsweise eines der wichtigsten Weihnachtssymbole – das Christkind dar. „Wir versuchten unseren Engel nett, magisch und natürlich groß zu machen“, erklärten die Jugendlichen aus Polkownikowo. Noch ein Engel, diesmal aus Papier, wurde vom Jugendklub der ethnokulturellen Schule Halbstadt gebastelt. Damit wünschten die Kinder aus Halbstadt allen ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest, Glück, Erfolg und Zufriedenheit im neuen Jahr.

Aktivisten des Jugendclubs „Wiedergeburt“ des Dorfes Degtjarka machten zwei große Pfefferkuchen aus Karton und wünschten allen tolle Laune und zauberhafte Weihnachtstage.

Die Jugendlichen aus Nikolajewka fertigten einen großen Weihnachtstern an. Das Begegnungszentrum aus Orlowo wählte einen Weihnachtskranz aus Fichtenzweigen als Symbol. Noch eine, diesmal alte Version des Adventskranzes, die Heinrich Wichern erfand, stellten die Jugendlichen aus Polewoje vor.

Teilnehmer des deutschen Zentrums „Gemeinschaft“ aus Kamyschi stellte eine Weihnachtskrippe her und Jugendliche aus dem Zentrum „Freundschaft“ in Schumanowka arbeiteten unermüdlich an der größten Weihnachtskarte mit lieben Grüßen und besten Wünschen für frohe Weihnachtstage. Die Zöglinge des Tabunyer Zentrums bastelten einen großen Zwerg, Jugendliche aus Blagoweschtschenka – einen riesengroßen Nikolausstiefel und aus Woltschicha wie auch aus Kussak – lustige Schneemänner.

Alle Teilnehmer der Aktion wurden mit originellen Motivationsdingen und die Gewinner mit Sondergeschenken ausgezeichnet. Aber was viel teurer kostet, war, dass junge Menschen kurz vor Weihnachten so viel Gutes einander wünschen und mit ihren Schöpfungen gute Laune schenken wie eine festliche Atmosphäre schaffen konnten.

Fotos: „UNITE“-Archiv

Swetlana DEMKINA

# Weihnachten auf deutsche Art und Weise



Russlanddeutsche Familien, Teilnehmer des Projekts in Barnaul: Basteln sowohl für Kinder als auch für Erwachsene macht Spaß!

**Die Weihnacht assoziiert sich bei Großen und Kleinen mit einem Wunder, Süßigkeiten und Überraschungen. Diesem Fest steht man in den deutschen Kulturzentren und anderen russlanddeutschen Anstalten und Strukturen der Altairegion nicht abseits. Man feiert es traditionell lehrreich, lustig und lecker. Und auch auf deutsche Weise. Noch in der Adventszeit, die vier Sonntage vor Weihnachten beginnt, fanden verschiedene festliche Veranstaltungen und Projekte für Kinder und Erwachsene statt, die so oder anders mit Weihnachtstraditionen der Russlanddeutschen verbunden sind. Nachstehend berichtet die „Zeitung für Dich“ über einige davon.**

Alle diese Projekte wurden unter Mithilfe des Internationalen Verbands der deutschen Kultur im Rahmen des Programms zugunsten der Deutschen in der Russischen Föderation laut dem Beschluss der Deutsch-Russischen Regierungskommission für die Angelegenheiten der Russlanddeutschen organisiert.

## FAMILIENTREFFEN IN BARNAUL

Vom 27. November bis zum 4. Dezember fand in Barnaul im Sanatorium Obskije Pljosy das Projekt „Familientreffen“ statt, das vom Regionalen Zentrum für kulturelle und geschäftliche Zusammenarbeit „Deutsche des Altai“ organisiert wurde. Dazu wurden russlanddeutsche Familien herangezogen.

Das Programm des Projekts war unter Berücksichtigung des Interesses und der Beteiligung von Vertretern der drei Generationen (Kinder, Eltern und Großeltern) aufgebaut. Es gab Blöcke in deutscher Sprache, die sich vor allem an Kinder richteten, jedoch unter voller Einbeziehung der Eltern und Großmütter, dass die Einführung in die deutsche Sprache nicht mit dem Projekt endete, sondern auch in der Familie weitergeführt werden könnte. Auch die Aktivitäten zur Geschichte und ethnischen Kultur der deutschen Volksgruppe führte man so durch, dass sich neben Eltern auch Kinder beteiligten. Somit war das gesamte Projekt darauf ausgerichtet, die Zeit im Kreise der Familie und gemeinsam mit anderen Familien gemütlich und interessant zu verbringen.

„Sehr oft denken Menschen mit Familie und Kindern an ihre Familientraditionen. Mit den Teilnehmern, mit denen wir eine ganze Woche verbrachten, hatten wir Glück. Sie sind interessen- und verständnisvolle, freundliche Eltern, Kinder und Omas, die keine passive Rolle im Familientreffen spielten, sondern

gern und aktiv das Programm des Treffens interessant zu gestalten halfen“, beschrieb die Programmleiterin des Projekts, Ksenija Samsonowa (Matis), die Mitspieler des Familientreffens in der Hauptstadt der Region.

So führten sie selbst einige Meisterklassen wie beispielsweise Sportstafelrennen durch, dekorierten Weihnachtsplätzchen, backten Riewelkuchen, inszenierten Kindermärchen. All das erweckte großes Interesse der Beteiligten. So trug jeder Teilnehmer seinen eigenen Beitrag zur Schaffung einer warmen, vorweihnachtlichen Stimmung bei.

Auch die ethnokulturellen Blöcke waren mit russlanddeutschen Traditionen gefüllt. Die Familien bastelten Weihnachtskränze, Puppen in deutschen Trachten, sangen deutsche Lieder, hörten alte Schlaflieder und lernten im Spiel die Geschichte der Russlanddeutschen kennen.

Im Rahmen des Projekts kam es auch zu einer Beratung unter den Eltern, zusammenzuarbeiten. Im Format eines Brainstorming wurden verschiedene Ideen zu Aktionen, Veranstaltungen und Projekten für die weitere Interaktion zwischen den russlanddeutschen Familien in der Altairegion vorgeschlagen und besprochen.

Viele Eltern, Teilnehmer dieses Familientreffens, teilten die Meinungen, dass sie im Alltag nicht genug Zeit für ihre Kinder haben, so gab ihnen das Treffen die Möglichkeit, mit ihnen zu zeichnen, zu formen, zu kleben und zu basteln. Alle Erzeugnisse, von großen und kleinen Teilnehmern gemeinsam hergestellt, nahmen die Familien mit, diese halfen ihnen, eine weihnachtliche Atmosphäre und eine besondere Stimmung zu Hause zu schaffen.

## KULTURMARATHON IM DEUTSCHEN RAYON

Am 12. Dezember wurde im deutschen Kulturzentrum „Veilchen“ beim Kulturhaus des Dorfes Nikolajewka das Regionalprojekt „Kulturmarathon“ vom Rat der Zentrumsleiter der Altairegion durchgeführt. Daran beteiligten sich Aktivisten, Mitglieder von Kinder-, Jugend- und Familienklubs der deutschen Zentren aus dem Deutschen nationalen Rayon. Sie trafen sich, um die Erfahrungen ihrer Begegnungszentren auszutauschen, an verschiedenen ethnokulturellen Veranstaltungen teilzunehmen und neue Impulse und Ideen zur Verbesserung der Tätigkeit ihrer Zentren und zur Förderung der deutschen Sprache und der Kultur der Russlanddeutschen zu bekommen.

Das Programm des Kulturmarathons war reichhaltig, sinnvoll und wurde am Vorabend des wunderschönen Weihnachtsfestes realisiert. Am Tag des dritten Advents zündete man die dritte Kerze an, die als eine Kerze der Hirten gilt. Damit begann das Kulturmarathon. Danach begrüßten Swetlana Puchowez, Leiterin des Dorfrates Nikolajewka, und Galina Pelz, Projektleiterin und Mitglied des Rates der Zentrumsleiter, alle Anwesenden. Weiter stellten die deutschen Zentren ihre Tätigkeit vor. Sie tauschten ihre Erfahrungen in ethnokultureller, Projekt- und Spracharbeit aus. Dabei begleiteten alle Präsentationen schöpferische Auftritte, die von den Zentren vorbereitet wurde, und die Kultur der Russlanddeutschen wieder spielgelten. Tänze, Schwänke, Lieder, russlanddeutsche Literatur – die ganze Palette von Genres, mit denen die deutschen Zentren arbeiten, wurde hier vorgestellt. Am Ende dieses Teiles konnten alle Anwesenden die Ausstellung der Projektarbeit des Nikolajewkaer Zentrums (Leiterin Jelena Zeweljowa) besichtigen, die sich im Foyer des Kulturhauses befand.

Dann begann die schöpferische Werkstatt ihre Arbeit. Mit Tatjana Bauer schmückten die Kinder den Weihnachtsbaum. Xenija Schamanskaja, Irina Simon und Inga Tokmakowa schlugen den Jugendlichen vor, Weihnachtssterne zu basteln. Jelena Becker versuchte mit Erwachsenen, eine Weihnachtsschatulle herzustellen und diese zu schmücken. Und Jekaterina Pinecker fertigte mit Frauen Weihnachtssymbole in der ältesten Technik der angewandten Kunst der Russlanddeutschen – in der Stickerei. Die Werkstatt wechselten ethnokulturelle Meisterklassen ab, in denen die Leiter der ethnokulturellen und Sprachklubs ihre Erfahrungen austauschten. In einem Sprachtreffen erweiterten die Teilnehmer unter Leitung von Jana Rau in lexikalischen, grammatischen und kommunikativen Spielen in deutscher Sprache zum Thema „Weihnachten“ ihre Kenntnisse. Deutsch in den Traditionen und in der Kultur der Russlanddeutschen stellte Anna Bauer vor und Inna Frühauf führte ein „Eigenes Spiel“ durch, das der Geschichte der deutschen Ansiedlungen des Deutschen nationalen Rayons gewidmet war. In der musikalischen Meisterklasse „Wir singen und spielen“ zeigte Viktor Konussow, wie man Lärm- und musikalische Volksinstrumente in den Treffen des ethnokulturellen Klubs verwenden kann.

Weiter fand mit Tatjana Shukowskaja, Beschützerin der Museumsexponate des Zwischensiedlungsmuseums für Geschichte

des Deutschen nationalen Rayons in Halbstadt, eine Exkursion durch die Museumszimmer der Geschichte und des Alltagslebens der Russlanddeutschen statt. Dieser ethnokultureller Block rundete die Theateraufführung „Theaterkiste“ des Kinderklubs von Nikolajewka ab.

Das ganze Projekt endete mit dem Austausch von Meinungen, Eindrücken und Empfehlungen. Die Organisatoren bedankten sich bei allen Zentren für ihre aktive Teilnahme am Kulturmarathon und für ihren Beitrag zum Erhalt der Kultur, Geschichte und Sprache der Russlanddeutschen. Auch die Partner, das Zwischensiedlungsmuseum für Geschichte des Deutschen nationalen Rayons, die Regionale gesellschaftliche Organisation „Pflege und Fürsorge“ vertreten von Irina Dobrowoljskaja, Klubleiterin sowie Aktivisten aus den Zentren von Nikolajewka und Kamyschi, wurden für ihre Hilfe bei der Realisierung des Projekts herzlich bedankt.

## FEIER FÜR GROSSE UND KLEINE

Noch ein Familienprojekt startete am 14. Dezember in Jarowoje auf der Basis des hiesigen Sanatoriums „Chimik“. Weihnachten gilt mit Recht als ein der beliebtesten und geheimnisvollsten Familienfeste. Um es im Kreise der Familie ungewöhnlich und interessant zu feiern, versammelten sich in Jarowoje russlanddeutsche Familien – Aktivisten der deutschen Zentren des Altai, die sich für verschiedene Weihnachtsfeste interessieren und eigene interessante Traditionen pflegen.

Für die Teilnehmer wurde ein reichhaltiges Programm vorbereitet. Dadurch bekamen die Familien die Möglichkeit, ihre Kenntnisse rund um die Weihnacht – die Geschichte des Festes, Symbole und Traditionen der Russlanddeutschen – zu erweitern.

Fünf Tage lang besuchten die Familien schöpferische Treffen, Klubs, Workshops und anderes mehr. Das Projekt begann mit dem Kennenlernen der Familien und dem Eintauchen in das Quest-Spiel „Am Vorabend von Weihnachten“. Jeden Tag erlebten die Familien eine Überraschung in Form einer thematischen Aufgabe, nach deren Lösung sie die wichtigen Familientraditionen von Weihnachten erfahren konnten.

Die gemeinsame Zeit im Kreise der Familie und jede Aktivität des Projekts war von Wärme und Liebe erfüllt, und dies waren die angenehmsten Momente, die während des gesamten Projekts herrschten. Besonders beliebt bei allen Teilnehmern war der Workshop „Weihnachtsdekor und Symbole“. Großmütter, Eltern und Kinder bastelten für sich selbst Weihnachtssouvenirs, mit denen sie dann ihr Zuhause schmücken konnten. In den Treffen „Liedertraditionen von Weihnachten“ sangen Kinder und Erwachsene mit gleichem Vergnügen traditionelle Weihnachtslieder und inszenierten diese.

Für die Kleinen funktionierte der Klub „Haustheater“, wo sie selbstständig Dekorationen für das Schattentheater fertigten, die Worte der thematischen Inszenierung lernten und das Ergebnis ihrer Arbeit bei der Abschlussveranstaltung zeigten. Im Block Deutsch erinnerten sich die Familien an die Weihnachtssymbole und die Namen der Gerichte für den Weihnachtstisch, lösten Rätsel und lernten spielerisch die Weihnachtsgeschichte kennen. Die Beteiligten waren auch daran interessiert, sich mit einigen Ereignissen aus der Geschichte der Russlanddeutschen bekannt zu machen, und natürlich nahmen sie mit Spaß an lustigen und lehrreichen Abendveranstaltungen teil. Es gab solche wie beispielsweise der Wettbewerb „Theaterkalendoskop“, das intellektuelle Spiel „Seiten der Geschichte“, das Spielprogramm „Am Familienherd“ und ein Familienkinoabend.

Zum Höhepunkt wurde der Abschlussabend „Zauberhafte Momente der Weihnacht“. Hier demonstrierten die Teilnehmer alle erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten, tauschten Geschenke aus, gratulierten einander zu den bevorstehenden Festen und wünschten Wärme, Wohlstand und Gesundheit im neuen Jahr.

Foto: Archiv des Zentrums „Deutsche des Altai“



Alexej OSEROW (Text), Wladimir BECK (Foto)

KULTUR

# Jahrmarkt der russischen und deutschen Literatur

Ab dem 19. November bis zum 5. Dezember lief in Omsk der Regionale Jahrmarkt der russischen und deutschen Literatur „Das Buch bringt den Frieden“. Die Veranstaltung wurde von der gesellschaftlichen Organisation „Regionale national-kulturelle Autonomie (RNKA) der Deutschen des Gebiets Omsk“ im Rahmen der Realisierung des gleichnamigen Grands der Regierung des Gebiets Omsk verwirklicht. Der Jahrmarkt bestand aus drei Teilen: „Literarisches Russland“, „Deutsche klassische Literatur“ und „Literatur, entstanden in den Tiefen der Seele des Volkes“ (Schaffen der russlanddeutschen Autoren). Die den Teilnehmern vorgestellte Ausstellung behandelte folgende Themen: „Russische Literatur der Gegenwart“, „Bücher über Deutschland“, „Literarische Region. Deutsche des Altai“, „Bücher, herausgegeben von der RNKA der Deutschen des Gebiets Omsk“. Die Organisatoren des Jahrmarkts versuchten, sich in die Geschichte der russischen so auch deutschen Literatur zu vertiefen, was ihnen letztendlich auch gelang.

Am 19. November fand im Deutsch-Russischen-Haus Omsk die Eröffnung des Jahrmarkts „Das Buch bringt den Frieden“ statt. Die Teilnehmer wurden vor allem von Rustam Gerasimtschuk, Leiter des Sektors für Nationalitätenfragen und Zusammenwirken mit den religiösen Organisationen des Ministeriums des Gebiets Omsk für regionale Politik und Massenkommunikationen, begrüßt. Vor den Hörern traten außerdem auf: Natalja Stepanowa, Direktorin der Haushaltskulturbehörde „Gebietshaus der Freundschaft“; Oksana Moskowzewa, stellvertretende Direktorin der wissenschaftlichen Staatsbibliothek namens A.S. Puschkina; Natalja Drosd, Direktorin der Haushaltskulturbehörde „Omsker kommunale Bibliotheken“; Jelisaaweta Graf, Direktorin des kultur-geschäftlichen Zentrums „Deutsch-Russisches Haus“ in der Stadt Omsk. Ihre Auftritte wurden durch Laienkunstnummern abgewechselt. Mit russischen und deutschen Liedern traten unter anderem Schüler der Kinderkunstschule Asowo, Warwara und Jegor Ryschows, und die Solistin des Volksensembles „Rosine“ Eva Knjasewa auf.

Erfolgreich verlief die Präsentation der Bücher der Omsker Autoren. Beiläufig wäre hier zu sagen, dass die gesellschaftliche Organisation der Deutschen des Gebiets Omsk im letzten Jahrzehnt eine Reihe von Büchern herausgegeben hat, darunter „Auf der Suche nach Glück“, „Rauschen des Blätterfalls“, „Deutsche des Omsker Irtyschgebiets“, „Wiederhergestellte Namen“, „Deutsche in Omsk. Historischer Reiseführer“, „Geschichte und Ethnografie der Sibiriendeutschen“ und andere. Außerdem hat man 39 Ausgaben des geschichtlichen Journals der sibirischen Deutschen „Kultura“ publiziert. Ihre Werke trugen folgende Autoren vor: Swetlana Katscherowskaja, Julia Neufeld, Leonid Rabtschuk, Valentina Ten (Gerzen), Marina Tarasowa (Nuss), Tamara Leonhart, Jelisaaweta Graf und Viktor Eichwald. Anschließend überreichte der Letztere allen Autoren Dankeschreiben. Doch damit klang der Jahrmarkt nicht aus. Nachfolgend kam es zu Treffen mit den Lesern in den Rayons Asowo, Marjanowka und Issykkul.

Am 3. Dezember erfolgten im Deutsch-Russischen Haus Omsk zwei weitere Veranstaltungen. Am Nachmittag hielt Swetlana Katscherowskaja eine Meisterklasse für literarische Übersetzungen ab. Sie machte die Hörer mit der Technik der Übersetzung von gereimten Gedichten und vers libres sowie mit den Besonderheiten der Übersetzung von Liedern bekannt. Der Meisterklasse wohnten Amateurdichter, Mitglieder des Schriftstellerverbandes, Studenten und Pädagogen bei. Anschließend schlug man den Anwesenden vor, anhand von Interlinearübersetzung ein Gedicht von Viktor Heinz und ein vers libre von Viktor Schnittke aus dem Deutschen ins Russische zu übersetzen.

Gegen Abend fand eine schöpferische Veranstaltung statt, die dem Jubiläum der Dichterin und Übersetzerin Swetlana Katscherowskaja, heute Kavalier des Ehrenabzeichens „Heldennut Russlands“ und Mitglied des Schriftstellerverbandes Russlands, gewidmet war.

Ihre ersten lyrischen Gedichte in russischer Sprache schrieb Swetlana mit elf Jahren und mit dreizehn Jahren probierte sie ihre Kräfte in deutscher Sprache. Der bekannte russlanddeutsche Dichter Alexander Zielke, der damals in Nowoskatowka lebte und unterrichtete, wurde als erster auf das begabte russische Mädchen aufmerksam. Auch ihr anderer Landsmann, der Dramatiker und Prosaiker Viktor Heinz, schätzte die ersten Gedichte des Mädchens hoch ein. Gerade diese Unterstützung gab ihr zunächst Vertrauen in ihre Fähigkeiten.

Seitdem schreibt Swetlana Katscherowskaja in zwei Sprachen - Russisch und Deutsch,

übersetzt Gedichte aus dem Russischen und Ukrainischen ins Deutsche und umgekehrt. Die Werke dieser unermüdlichen Frau wurden in einer Vielzahl von Zeitungen und Zeitschriften publiziert und sind in 21 kollektive Sammelbände eingegangen. Swetlana ist Autorin von sieben Gedichtbänden wie in russischer so auch in deutscher Sprache: „Die Sterne riechen nach Wermut“ (2003), „Feuer unter dem Schnee“ (2006) „Einst kehrte ich zurück...“ (Robert Roshdestwenskij, Übersetzungen, 2014), „Hieroglyphe der Einsamkeit“ (Alexander Pak, Übersetzungen, 2015), „Rauschen des Blätterfalls“ (2015), „Zwischen Anfang und Ende“ (2020), „Afrikanisches Heft“ (Wladimir Fjodorow, Übersetzungen, 2020). Obwohl Swetlana Katscherowskaja heute schon Rentnerin ist, beschäftigt sie sich nach wie vor mit der nationalen deutschen Literatur und beteiligt sich aktiv am gesellschaftlichen Leben der Russlanddeutschen.

Die Dichterin ist Laureatin der Omsker RNKA „Für den großen persönlichen Beitrag zur Entwicklung der Literatur und des ethno-kulturellen Potentials der Russlanddeutschen“ (2011), Diplomandin und Laureatin der Internationalen Literaturwettbewerb namens Viktor Schnittke (2012) und Robert Weber (2013).

Als Dank für die Teilnahme an den Schriftenreihen „Zeitgenössische Literatur Russlands“ und „Das Goldene Vlies“ (2019) bekam sie das Shakespeare-Diplom des Weltverbandes der Schriftsteller und des UNESCO-Clubs. Zu ihm gesellten sich später das Ehrendiplom der ukrainischen Akademie für Literatur und Kunst für die Liebe zur ukrainischen Sprache (2020), das Diplom Germania Goldener Grand „Meister der literarischen Übersetzung“ (2020), das Heinrich-Böll-Diplom für die großen Leistungen in Literatur und Kommunikation (2021), das Diplom Germania Goldener Grand „Für die hohen Gedanken und die geistige Aristokratie“ (2021).

Die Werke der Dichterin werden von bekannten Schriftstellern hoch eingeschätzt. So schrieb beispielsweise der russlanddeutsche Dichter Heinrich Dick: „Die Poesie von Swetlana Katscherowskaja ist voll von erstaunlich schönen Bildern und Bedeutungen. In ihren Strophen widerspiegeln sich sowohl die Erde als auch der Himmel, die Sterne und der Staub - ihre Linien sind weich, lebendig, bunt, aber manchmal durchdringt Feuer ihren Strom. Es ist wunderbar, dass es solche erstaunliche Dichter gibt, die problemlos sowohl auf Russisch als auch auf Deutsch schreiben können.“

Tatjana Tschetwerikowa, Dichterin aus Omsk, Mitglied des Schriftstellerverbandes Russlands, betonte: „Swetlana Katscherowskaja versteht es, in ihren Gedichten frische und nicht abgegriffene Bilder zu finden.“

Marina Tarasowa, Direktorin des historischen Heimatmuseums des Rayons Asowo, wusste zu berichten: „Die lyrische Heldin von Swetlana Katscherowskaja ist eine romantische Frau, die es versteht, das Schicksal anhand der Sterne zu erraten, an die Liebe zu glauben und einem lieben Menschen Zärtlichkeit zu schenken. Sie glaubt an die Güte der Menschen. Ein besonderes Kapitel ihres Schaffens sind ihre literarischen Übersetzungen. Aufschlussreich und organisch klingen in ihrer Übersetzung die Gedichte solcher russischen Dichter wie Puschkina und Jessenin, ihrer Landsleuten aus Omsk Tatjana Tschetwerikowa, Valentina Jerofejewa-Twerskaja, Marina Besdeneshnych und anderen. Dank ihrer Übersetzungen sind viele Gedichte und Prosawerke deutscher und russischer Dichter den Lesern zugänglich geworden.“

Zur Teilnahme an dem schöpferischen Abend der Dichterin waren aus Barnaul Swetlana Jawsowskaja, Kandidatin der Kunstwissenschaft, Autorin von vielzähligen Publikationen über russlanddeutsche Schriftsteller, und Tatjana Fi-



Teilnehmer des Jahrmarkts. Dritte von links sitzend: Swetlana Katscherowskaja.



Swetlana Katscherowskaja und Viktor Eichwald.

listowitsch, Kandidatin der Philologie, Dozentin des deutschen Lehrstuhls an der Linguistischen Hochschule der Altaier Pädagogischen Staatsuniversität, Redakteurin der deutschen Rundfunksendungen „Auf Altaier Weiten“, herangereist. Aus Slawgorod kamen Jakow Grinemaer, Unternehmer und Verleger von literarischen Büchern, der Fotograf Wladimir Beck sowie der Dichter und Graphiker Alexander Pak.

Jakow Grinemaer erzählte: „Ich lernte Swetlana Katscherowskaja in Moskau kennen. Später gaben wir gemeinsam das Gedichtbändchen unter dem Titel `Hieroglyphe der Einsamkeit` heraus, in das Gedichte von Alexander Pak und ihre Übersetzungen von Swetlana Katscherowskaja eingingen. Zusammen mit der Omsker RNKA veröffentlichten wir als Beilage zum Journal `Kultura` das Buch `Rauschen des Blätterfalls` mit Gedichten und Übersetzungen von Swetlana Katscherowskaja. Wir freuen uns, dass in Omsk, gar nicht so weit von Slawgorod, ein so begabter und gütiger Mensch wie Swetlana lebt und arbeitet.“

Alexander Pak betonte in seiner Anrede: „Vor allem möchte ich mich bei Swetlana Grigorjewna für die Übersetzung meiner Gedichte bedanken. Auch bin ich Jakow Grinemaer dankbar, dass er Mittel fand, um das Buch `Rauschen des Blätterfalls`, dessen Redakteur und Verfasser ich war, herauszugeben. Es besteht die Hoffnung, dass unsere Zusammenarbeit auch in der Zukunft ihre Fortsetzung findet.“

Marina Besdeneshnych (Omsk) meinte: „Ich freue mich für Swetlana Grigorjewna, dass sich zu ihrem Jubiläum so viele Gäste eingefunden haben. Leider beherrsche ich die deutsche Sprache nicht, darum bitte ich Swetlana Grigorjewna, mein Gedicht in ihrer Übersetzung vorzutragen. Ich bin neugierig, wie es in deutscher Sprache klingt.“

Swetlana Katscherowskaja bedankte sich bei ihren Gästen für die Lobesworte. Sie trug russische wie deutsche Gedichte und auch einige bekannte russische Lieder in ihrer Übersetzung vor, darunter „Einsame Harmonika“ und das Lied aus dem Film „Tage der Turbins“.

Zum Schluss nahm Viktor Eichwald, Vorsitzender der RNKA der Deutschen des Gebiets Omsk das Wort: „Liebe Freunde! Schon

einige Tage läuft in Omsk und in einigen Rayons des Gebiets Omsk der regionale Jahrmarkt `Das Buch bringt den Frieden`. Es ist sehr gut, dass unter den Leuten wieder das Interesse für Bücher wie in russischer so auch in deutscher Sprache steigt. Von dem steigenden Interesse zur russischen und deutschen Literatur mitgerissen, habe auch ich zur Feder gegriffen und die Erzählung `Flucht der Mutter aus der Trudarmee` geschrieben. Dabei bat ich Swetlana Grigorjewna, diese Erzählung ins Deutsche zu übersetzen. Ich möchte so gern, dass meine Neffen, die in Deutschland wohnen und des Russischen nicht mächtig sind, diese Erzählung lesen. Überraschenderweise wurde meine Erzählung dank der Übersetzung noch prach- und eindrucksvoller. Herzlichen Dank, Swetlana Grigorjewna, ich wünsche Ihnen viel Glück und schöne Gesundheit!“

Der Abend klang mit einem kleinen Konzert aus. Es wurden Lieder russischer und deutscher Komponisten, darunter auch russische Lieder in Übersetzung von Swetlana Katscherowskaja, von den Solistinnen des Volksensembles „Nachtigall“ Lydia Nasarowa und Emilija Beigel vorgetragen.

Aber wieder zurück zu den anderen Veranstaltungen im Rahmen des Jahrmarkts der russischen und deutschen Literatur. Am 4. Dezember fand die Sitzung am „runden Tisch“ zum Thema „Literatur der Deutschen in Russland: An der Grenze zweier Kulturen“ statt. Die Teilnehmer begrüßte Oleg Smolin, Deputierter der Staatsduma. Es wurden die Probleme der russlanddeutschen Literatur und die Perspektiven ihrer Entwicklung besprochen. Anschließend zog man die Bilanz des offenen Wettbewerbs um die beste Kurzerzählung zum Thema „Osarenije – Erleuchtung“, an dem Vertreter aus Russland und Deutschland beteiligt waren. Alle Wettbewerbsteilnehmer wurden mit Diplomen und Wertgeschenken ausgezeichnet.

Zum Schluss des Jahrmarkts „Das Buch bringt den Frieden“ erfolgte in der Zentralen Stadtbibliothek eine lebhaftige Präsentation der in der letzten Zeit erschienenen russlanddeutschen Bücher und ein interessantes Treffen mit Vertretern der Omsker Abteilung des Schriftstellerverbandes Russlands.

Deutsch von Erna BERG

Zusammenfassung von Erna BERG

# Er lebte und arbeitete für sein Land und seine Leute

Es ist nicht leicht über einen Menschen zu schreiben, dessen rastlose Tätigkeit sich auf viele Gebiete des gesellschaftlichen Lebens erstreckte. August LONSINGER (1881-1953) war Pädagoge, Hochschullehrer, Oberinspektor für Bildungswesen, Lehrbuchautor, Verlagsredakteur und Schriftsteller. Ihm gehört das Verdienst der ersten planmäßigen Sammlung mundartlichen Stoffes in vielen deutschen Kolonien an der Wolga. Seinen Studenten und Schülern war Lonsinger immer ein leuchtendes Vorbild, seinen Kollegen ein verständnisvoller Berater, vielen war er bekannt als vielgelesener Schriftsteller und allen als wahrhaft humaner Mensch und Kämpfer für die Sache des Volkes. In seiner Arbeit, in seinem ganzen Tun und Lassen spürte man die Harmonie von Werk und Mensch. In den Beziehungen zu seinen Mitmenschen lag so viel Ernst und Humor, soviel Poesie und Ästhetik wie in seinen Erzählungen.

August Lonsinger wurde 1881 in Deutsch Tscherbakowka bei Kamyschin an der Wolga in einer Lehrerfamilie geboren. Mit neun Jahren wurde er Halbweise, und nur die harte Arbeit seiner Mutter ermöglichte es ihm, die Grimmer Zentralschule zu besuchen, die er, kaum fünfzehn Jahre alt, mit Auszeichnung absolvierte. Vorerst wurde er Hauslehrer, später Volkslehrer in Dubowka, einem großen Dorf bei Zarizyn (heute Wolgograd), und nachdem er das Lehrerexamen für eine höhere Lehranstalt abgelegt hatte, erhielt er eine Anstellung an einem Gymnasium in Zarizyn.

Seine literarische Tätigkeit begann August Lonsinger um die Jahrhundertwende. Seine ersten Skizzen, Reportagen und Feuilletons wie: „Geh mir weck mit so ra Kultur“, „S is alles Öl g'schläga, awer wie“, „Wenigstens wie'n Minister“ und andere erschienen in der Saratower „Deutschen Volkszeitung“. Sie haben das Kultur- und Wirtschaftsleben zum Thema, geißeln verschiedene Missstände auf dem Lande, gehen auf Anliegen der Dorfbewohner ein, nehmen Stellung zu verschiedenen Tagesfragen; sie sind ohne aufdringliche Didaktik, doch stets belehrend und von tiefer erzieherischer Bedeutung.

Um der Zeitung und dem Verlag näher zu sein, siedelte Lonsinger 1910 nach Saratow über. Hier erschien auch schon 1911 im Verlag „Energie“ der Roman „Nor net lopper g'gewa“, sein umfangreichstes Werk aus dem Dorfleben.

Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat die „Obrigkeit“ Lonsinger als „unzuverlässig“

abgestempelt, und an die türkische Front „abgeschoben“. So kam er in das 110. Reserve-Regiment. In Wladikawkas und Kutais schrieb er die Erzählung „Philipp Jab“. Es ist eine Familienchronik, in der uns der Autor in knapper Form scharf geprägte, psychologisch zugespitzte und erzieherisch wirkende Charaktere schildert, einfühlsam und nachvollziehbar.

Gleich nach der Revolution von 1917 beteiligte sich August Lonsinger maßgebend und als Leiter der Funktionär der Saratower Gebietsabteilung Volksbildung an der Schaffung der neuen Schule in den deutschen Kolonien an der Wolga. In den zwanziger Jahren leistete Lonsinger noch eine große organisatorische Arbeit an der Saratower Universität und als Oberinspektor für soziale Erziehung in Engels. Weit bekannt war er als Verfasser einer Reihe grundlegender pädagogischer Abhandlungen und als Lehrbuchautor. 1907 war August Lonsinger einer der Mitbegründer des Deutschen Lehrervereins, der allenfalls schon 1908 von der reaktionären zaristischen russischen Regierung wieder aufgelöst und verboten wurde.

Bei all seiner großen pädagogischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Arbeit war August Lonsinger fortwährend sehr aktiv literarisch tätig. Von den Prosawerken dieser Jahre seien hier die „Wandlungen“, eine Erzählung aus der Revolutionszeit (1924 in der Zeitschrift „Die Arbeit“), „Dein Versprecher“, eine Erzählung aus der Zeit des Bürgerkriegs



ges (1926 in „Unsere Bauernzeitung“), der klassische und einzigartige Schwank „Ropp-Zopp“ (1926 in „Beiträge zur Heimatkunde“) zu nennen.

Die bedeutenden Prosawerke Lonsingers sind: „Hüben und drüben“, eine heitere Erzählung über Wolgadeutsche Auswanderer nach Amerika, und „Nor net lopper g'gewa“.

Die Handlung von „Nor net lopper g'gewa“ fällt in die Jahre des Russisch-Japanischen Krieges. Mit viel Geschick und Sachkenntnis entrollt uns der Autor ein gutes Stück Bauernlebens aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Eindrucksvoll ist die Schilderung der Liebe Johann Walkers zu seiner Mutter, ergreifend der Kampf des Helden zwischen Liebe und Pflicht in seinen Beziehungen zu Irma Fels.

Das humanistische Menschenbild in „Nor net lopper g'gewa“ klingt in seinen Äußerun-

gen an das Ideal von Leo Tolstoi an, und das nicht ohne Grund. Lonsinger huldigte in vielem den Ansichten Tolstois, den er noch 1908 (kurz vor der Flucht des großen Russen nach Astapowo) in Jassnaja Poljana besuchte.

Mit August Lonsinger ist der Literatur der Wolgadeutschen der Durchbruch der literarischen Schallmauer gelungen. Man sprach von einer Literatur der Wolgadeutschen, und in Deutschland erschienen in verschiedenen Publikationen Rezensionen und Stellungnahmen zu seinen Werken. August Lonsinger war in seiner praktischen Tätigkeit und seinem künstlerischen Schaffen ein bewusster und überzeugter Mitgestalter der Geschichte und des geistigen Lebens seines Volkes; für ihn war Kunst in erster Linie das Seiende, die Wahrheit.

Humanitas, menschliches Wohlwollen war ein Grundzug seines Charakters; oberstes Prinzip war für ihn die Vervollkommnung des Menschen durch Bildung und Erziehung, um so dem Bösen im Leben den Weg abzugraben.

Bei den Bauern an der Wolga stand August Lonsinger in hohem Ansehen, denn er ging immer nur gerade Wege, tat, was Recht ist und scheute niemand. „Die Sowjets sind uns aufgezwungen worden“ - protestierte er öffentlich und sah sich für diese klaren Bekenntnisse in seinem Leben vielen Schikanen und Verfolgungen ausgesetzt.

Vor der Zwangsverschleppung lebte der Volksmann in Saratow, in seinem Haus auf dem Falkenberg, mit der freien Aussicht über die Wolga bis weit in die Steppe hinaus ... die der Kolonier August Lonsinger leidenschaftlich liebte. Für dieses Land und seine Leute lebte und arbeitete er. August Lonsinger verstarb am 12. Februar 1953 in der sibirischen Verbannung, in der Siedlung Ushur. Sein Name wird in den Annalen der Literatur fortleben.

Quelle: „August Lonsinger“ von Reinhold KEIL

## Die Weibsleut hun recht

(Auszug aus dem Roman „Nor net lopper g'gewa“)



Neujahr stand vor der Tür. Man sah überall, wohin man kam, dass etwas ganz Besonderes los war. Ganz besonders die Frauen schienen von einem eigenartigen, mit der bevorstehenden Festzeit zusammenhängenden Geist besetzt zu sein. Von Morgen bis Abend ging es geschäftig hin und her, und wenn der Mann um etwas bat, so hieß es in einem fort: „Ich hun ka Zeit!“

Die Männer, die an unbedingten Gehorsam seitens ihrer Frauen gewöhnt sind und sonst eine solche „kurz g'knippte“ Antwort nicht so leicht ungerügt lassen, schütteln ganz verblüfft den Kopf, brummen sich etwas in den Stoppelbart, der erst am Nachmittag vor der Neujahrsnacht abrasiert wird, und gehen mit grimmigen Mienen in den Stall zum Vieh, das gelegentlich einen übrigen Stoß bekommt: oder sie gehen auf die Torbank, um sich gegenseitig „üwer dr Weibsleut ihre ewige Sauwermacherei“ zu beklagen.

Am Tore bei Helda war heute die Zusammenkunft. „Heut morga sat ich üwer mei' Weibsleut: wann mer ani 'n Weiselpensel en mei Stub bringt, dere schlag ich Arm un Ba zwa. Bis ich dr Gäul Futter g'macht un dr Stall g'mischt hat

un reikomm, stund alles druner un drüwer, un grad vor dr Tür hot mei älschte Schnerch uf zwa Tisch g'stanna un druflos, dass nor die Weissel so g'spritzt is, mit 'm Pensel g'hantiert. Ich hat noch net 's Maul uftu könne zum Schelta, do kom die zwat mit 'm Amer voll Ufwäschwasser un hot mich og'fahra: „Data, geht wek, dass ich euch net nass schütt“. Un ach mei Alt! drbei kreischt mer zu: „Geh doch a Weil fort!“ Ich wollt was sage, do hots awer g'haße: „Ich hun ka Zeit.“ Ich hun nor g'spuckt un g'sat: „Weisselt euch meinetwege dr Pips a!“ So erzählte der alte Steitz.

Die anderen Männer stimmten bei, dass die Weibsleut alle wie „deschperat“ seien und man am klügsten tue, ihnen aus „dr Weg zu geh“. „Dann mei Nocher“, erzählte ein anderer, „hat mol a'ch g'prokorodert un g'prokorodert, bis em sei Fra mit 'm Ufwäschlumpa üwer Buckel g'fahra is, dass 'm 's Dreckwasser um die Nas' romg'spritzt is.“

Alle lachten. „Deshalb hot mir ach noch lang uf dem sein gela Pelz 'n groa Fleck gs'eh!“ erklärte ein dritter.

„Die Weibsleut stella 's ganze Haus uf'n Kop; a'ch jedes Stückelcha Sach em Haus muss von

sein Platz; wann ich so en Dorchanan'er neiguck, wundre ich mich nor: Wie sie nou alles wiedr uf sein'n Platz bringa!“

„Ja, un die klana Kend kreischa en dr Wieg, wie wann se a Messer em Hals hätta, manscht d'dann des tät se was afüge? Schonscht sprenga se en dr Nacht uf, un wann's Honnert mal is, en a'n weck, un wann sich 's Kend nor regt en dr Wieg; un do macha se so, wie wann se ta'b wäm; un wann mer 'hna was sagt, häßt's emmer: „Ich hun ka Zeit!“ Wann nor mals 's Neujahr do is, dass des Wertschafta mol ufhört, ich ben's grad müd!“, meinte der alte Steitz. „Ja, un was sen die Folge davon? Wann's Neujahr do is un all fra'se sich, dann leiha se uf dr Seit oder sitza un ächza, un all hun se die „Motter“; ani im Leib, die aner en dr Seit, die dritt zwischa dr Schulerplätter, die viert en dr Ba, em Kop' usf.“

„No, no“, unterbrach ihn der alte Held, „'s is jo gar net so g'fährlich schlemm, wie ihr's do macht; die Weibsleut hun a'gentlich recht un mir u'recht, dass wir 'na net bisje helfa, sondern vor'm Tor sitza un schela; denn die Neujahrsfeier ist nor amol em Jahr, un wann Gäst komma, do solls ach sauwer sei, un sauwer in alle Ecka em Haus. Wenn mir en sei Stub kommt un 's is alles so schön weischa, wird's am so feierlich zumut... Wann awer heut jederaner von uns Brommler hamkäm, un dr alta Stab tät noch üwerall sitza, so wie er's am Morge b'fohla hat, tät's 'm g'falla? N, net, des waß ich gut: Mir brummla ewa, dass mer Grund hun fortzulafa. G'steht's nor, un tut euch selbscht nix vormacha.“ Die „Brommler“ blickten sich zuerst schmunzelnd, dann prüfend, zuletzt ernst an und nickten: „Dr Vetter Held hat werkllich recht!“

Der alte Steitz erhob sich. „Adjes, Ihr Männer, ich will en die Buda geh' un Prenik und Zuckerberg'bäcks for die Kenn uf dr Neujahrsouwend eikafa! Adjes!“

„Wart mol, ich geh ach mit, dass die Weibsleut noch ihra Ärwet net meh sprengte müsse. Mei klaa Friedlerla muss a Gäulcha ho; for die Poppa hun die Weibsleut g'sorgt.“

Bild: abaza-raion.ru

## O teure Heimat...

O teure Heimat am Wolgastrand!  
Ich denke deiner im fremden Land!  
Es naht die Schlacht mit ihren Schrecken,  
es saust und blitzt in allen Ecken.  
Die Luft ist kühl und kugelschwanger;  
mir wird 's ums Herz stets bang und

banger  
da drängt sich plötzlich, so lieb und mild,  
vor meine Seele ein trautes Bild.  
Die breite Straße, das blaue Tor,  
des Hauses Giebel, der Baum davor.  
Dort, wo im Schatten die Hausfrau steht,  
ihr weißes Tüchlein im Winde weht.  
„Komm glücklich wieder,

mein teurer Mann!“  
So kling't's zum Abschied von fern heran.  
Die Trommel wirbelt, das Horn ertönt,  
Gewehre knattern, Geschütz erdröhnt.  
Fort sind die Träume; die Wirklichkeit  
ruft mich zur Waffe, zum blut'gen Streit.  
Das Blei des Todes schwirrt hin und her.  
Hurra! wir stürmen des Feindes Wehr.  
Der Feind erbebt; jetzt macht er kehrt.  
Ein Kugelregen herniederfährt.  
Wir eilen vorwärts. Halt! Was ist das?  
Die Beine wanken. Die Stirn ist nass...  
Die Wunde brennet, mir wird...

so schwer!  
Ich seh' dich, Heimat, wohl

nimmermehr...  
Der Hauch des Todes trübt mein Gesicht,  
die Brust, sie röchelt, das Auge bricht.  
Ich sterbe elend in fremdem Land  
von einer Kugel aus Bruderhand.  
Ihr Lieben alle am Wolgafluss,  
Euch gilt mein letzter, mein Scheidegruß.  
Mein Fluch euch Henkern am Throne

dort,  
die ihr ersonnen den Völkermord!  
Dies Röcheln, Stöhnen mag  
tausendfach  
im Ohr euch dröhnen bei Nacht,  
bei Tag...

Bis euch ereilet... O Heimat mein,  
im Todesröcheln gedenk' ich dein!...  
Die Trommel wirbelt, das Horn ertönt,  
Gewehre knattern, Geschütz erdröhnt.

# Schriftsteller und Mensch in seiner Zeit

„Kein sklavisch Verehren!  
Nein! Frohes Begehren!  
Die Welt ist unser,  
so ändern wir sie  
mit schöpfender Hand.“

Gerhard Sawatzky,  
aus dem Poem „Dürre“

Als einer der wichtigsten Vertreter der jüngeren Literaten gehörte Gerhard SAWATZKY in den 1930er Jahren zu den führenden Schriftstellern der Wolgaregion und den Vorkämpfern einer eigenständigen „sowjetdeutschen“ Literatur. Er veröffentlichte Gedichte und Erzählungen, redigierte die literarische Monatsschrift „Der Kämpfer“ (1932-1938 in Engels) und kümmerte sich um literarische Nachwuchskräfte.

Gerhard Sawatzky war kein gebürtiger Wolgadeutscher. „Er sprach ein perfektes Hochdeutsch, verbarg aber auch nicht sein Platt, das er von zu Hause aus dem Altai mitgebracht hatte“, erinnerte sich sein damaliger Kollege, der Schriftsteller Andreas Saks („Rote Fahne“ Nr. 55 vom 8. Juli 1978).

Sawatzky wurde am 26. Dezember 1901 in der deutschen Kolonie Blumenfeld (Gouvernement Jekaterinoslaw) im Süden der Ukraine in einer mennonitischen Familie geboren. 1911 zogen die Eltern in das Dorf Nikolaipol/Nikolskoje in der Altairegion (1951 ging das Dorf neben anderen kleineren Orten in der Siedlung Protassowo auf), wo sich im Zuge der Binnenwanderung neue deutsche Siedlungen gründeten, unter anderem rund um die Siedlung Halbstadt im Altai. Hier verbrachte der zukünftige Schriftsteller seine Jugendjahre und arbeitete nach dem Schulabschluss 1920 bis 1923 als Lehrer in der örtlichen Dorfschule.

„Sein Vater bot alles auf, um dem begabten Jungen Bildung angedeihen zu lassen“, bemerkte Dominik Hollmann in einem Sawatzky-Porträt („Zweig eines großen Baumes“, Verlag „Kasachstan“, 1974). Der „Nachrichten“-Mitarbeiter und damalige Kollege Sawatzkys, der deutsche Polit-Emigrant Lorenz Lochthofen, geht in seiner Beschreibung in den „Nachrichten“ vom 1. März 1936 weiter: „Mit Gewalt drängte es ihn heraus aus der Enge des dörflichen Idiotismus. Er wollte fort, irgendwohin, wo die Welt anders aussieht und wo seine Jugend nicht gefesselt wird durch verknöcherte, reaktionäre und religiöse Traditionen, wie es zu Hause in der mennonitischen Gemeinschaft der Fall war.“ Ob diese Darstellung dem ideologischen Duktus geschuldet war oder tatsächlich stimmte, bleibe dahingestellt.

Sawatzky absolvierte in den späten 1920er Jahren das Leningrader Pädagogische Herzen-Institut. Nach der Hochschule wurde er Geschichtslehrer an der Wolga. In dieser Zeit veröffentlichte er Gedichte, Erzählungen und Skizzen in den deutschsprachigen Zeitungen der Sowjetunion. Sawatzky wurde literarischer Mitarbeiter der Zentralzeitung der ASSR der Wolgadeutschen „Nachrichten“ und übersiedelte nach Engels.

Bald darauf übernahm er auch die Redaktion der literarischen Zeitschrift „Der Kämpfer“ und schrieb Erzählungen und Skizzen aus dem Leben der Bauern und Arbeiter. „Anfang 1931 trat in Engels eine Persönlichkeit an die Öffentlichkeit, die sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Ein schlanker junger Mann mit gutmütigen klugen Augen, einem ovalen Gesicht, weicher wohlklingender Stimme und einer eigentümlich klingenden Aussprache. Auch sein Name klang ungewohnt: Gerhard Sawatzky“, erinnerte sich der damalige Dozent an der Deutschen Pädagogischen Hochschule Engels, Dominik Hollmann („Zweig eines großen Baumes“, Verlag „Kasachstan“, 1974), wobei er dem jungen Literaten Sawatzky „gediegene Kenntnisse“, „hohes Kulturniveau“ und „korrektes Benehmen im Umgang, in jeder beliebigen Situation“ bescheinigte. „Er fand immer den richtigen



Ton... Ich sah ihn nie verärgert oder missgestimmt. Eine schwierige Sachlage stimmte ihn höchstens nachdenklich. Doch konnte er erregt sein und heftig diskutieren, wenn Fragen angeschnitten wurden, die auf irgendeine Weise an Literatur, Sprache und Kunstmittel grenzten“, so Hollmann.

Als Diskussions- und Literaturtribüne galt „Der Kämpfer“ (Monatsschrift für Literatur und Kunst), für ihre Veröffentlichungen benutzten die Literaten auch die Literaturseiten der „Nachrichten“ bzw. die Unterhaltungsbeilage „Maistube“.

Schon 1931 erfolgte der Zusammenschluss der wolgadeutschen Schriftsteller, die sich in der Wolgadeutschen Assoziation Proletarischer Schriftsteller organisierten. Im März 1931 wurde bei der Redaktion der „Nachrichten“ eine Arbeitsgemeinschaft angeheuerter Dichter ins Leben gerufen. Unter den Teilnehmern waren Günther, Hollmann, Eck, Henke, Klein, Hardock und Bolger, die später zur Riege der aktiven Nachkriegsgeneration russlanddeutscher Schriftsteller gehörten.

Ganz besonders kümmerte sich Sawatzky um den schreibenden Nachwuchs, was auch dringend nötig war. Denn bereits bis 1937 war eine Mehrzahl begabter wolgadeutscher Autoren den stalinistischen Repressionen zum Opfer gefallen. Die meisten von ihnen wurden verhaftet und erschossen oder in Gefängnissen zu Tode gemartert, auch der Rest spürte schon den Todesgriff im Nacken. Sawatzky war einer der Organisatoren des wolgadeutschen Schriftstellerverbandes und leitete ihn kurze Zeit bis zu seiner Verhaftung 1938 (zuvor hatten ihn Christian Ölberg und Andreas Saks geleitet).

„Unter den wolgadeutschen Literaten der 1930er Jahre gab es kaum einen zweiten, der in der Literaturbewegung jener Zeit so tiefe Spuren hinterlassen hätte wie Gerhard Sawatzky. An den Redakteur der Zeitschrift 'Der Kämpfer' wandte sich jeder angehende Literat. Und wir erinnern uns mit Dankbarkeit an die Unterstützung und Hilfe, die wir dort erhalten konnten. ... Seine Winke und Hinweise, die er in einer sehr delikaten Form vorzubringen wusste, haben so mancher literarischen Schöpfung, ob Poesie oder Prosa, den Weg ins Leben gebahnt“, schrieb Herbert Henke, der zwei Jahre zusammen mit Sawatzky arbeitete („Rote Fahne“ Nr. 55, 1978).

Seine literarische Tätigkeit begann Sawatzky schon als Student. Zu den früheren Prosawerken gehört „Unter weißen Mördern“, eine historische Erzählung aus der Zeit des Bürgerkriegs. „Die Streitecke“ heißt eine der besten und ausdrucksstärksten Erzählungen Sawatzkys, in der er den Kampf der Bauern vor der Oktoberrevolution um Land gestaltet.

Gerhard Sawatzky schrieb auch Verse, obwohl diese Dichtungsart nicht zu seiner stärksten Seite gehörte. Seine Gedichte aus dem Jahr 1926 flossen in den Sammelband „Rote Knospen. Sammlung I deutscher revolutionärer Poesie in der Sowjetunion“ (Zentral-Völker-Verlag, Moskau, 1928) und

andere Sammelbände ein. Elf seiner Gedichte gingen in das Sammelwerk „Kampflieder wolgadeutscher Schriftsteller“ (Engels, 1934) ein, darunter auch eine Nachdichtung von Gorkis „Sturmvogel“. Er veröffentlichte außerdem literaturkritische Artikel. Zur gleichen Zeit legte Sawatzky Prosawerke vor: „Unter weißen Mördern“, „Partisanengrab“ oder „Drei Kollektivistinnen erzählen“. Das größte und künstlerisch bedeutsamste Werk Sawatzkys ist sein Poem „Die Dürre“, wo er Höhenrauch und Steppenwinde, Hitze und Dürre und den Traum der Bauern von einem besseren Leben schildert.

Wie viele andere russlanddeutsche Autoren jener Zeit verstand sich Sawatzky als Realist, als Schilderter des Lebens der Russlanddeutschen und vor allem als Chronist der Veränderungen dieses Lebens in der neuen Zeit, die vom Geist der sozialistischen Utopie eines brüderlichen Zusammenlebens der Werktätigen aller Nationen geprägt war.

Im August 1934 war Gerhard Sawatzky einer der vier russlanddeutschen Delegierten auf dem I. Unionsschriftstellerkongress der Sowjetunion. Ab 1934 Mitglied des Schriftstellerverbandes der UdSSR. Inspiriert von den Ideen, die auf dem Schriftstellerkongress richtungsweisend auch in Bezug auf die russlanddeutsche Literatur ausgesprochen wurden, begeistert von den Perspektiven, arbeitete Gerhard Sawatzky unermüdlich an seinem Hauptwerk, dem großen Gesellschaftsroman „Wir selbst“, den er 1937 vollendet hatte und der 1938 bereits gesetzt war, aber nicht mehr gedruckt werden durfte, weil sein Verfasser Ende 1938 verhaftet wurde und in Stalins Zwangsarbeitslagern verschwand.

Im Roman „Wir selbst“ schildert Sawatzky vielseitig und tiefgehend die Klassendifferenzierung im deutschen Dorf, die stürmischen Jahre des Bürgerkriegs und die ersten Schritte der Kollektivierung. In ihren Erinnerungen betonten einige Zeitgenossen Sawatzkys Strenge sich selbst gegenüber. Diese kam auch bei der Druckfertigstellung des Romans „Wir selbst“ zum Ausdruck. „Viele Tage lang saß er mehrere Stunden zusammen mit dem Stiledakteur des Verlags und unterzog mit ihm Satz für Satz einer sprachlich-stilistischen Prüfung“, ist bei Hollmann nachzulesen.

Das Los des Romans „Wir selbst“ war ebenso dramatisch wie das Schicksal des Autors, der 1938 verhaftet wurde. Das Erscheinen des Romans durfte er aber nicht mehr erleben.

Dieser Roman, der als das „bedeutendste Werk der sowjetdeutschen Vorkriegsliteratur“ umschrieben und, mit Michail Scholochows, „Der stille Don“ verglichen wird (schreibt Woldemar Eckert in „Heimatliche Weiten“, 1984), war schon gesetzt, als im November 1938 der Autor auf Grund von Verleumdungen verhaftet und abgeurteilt wurde. („Neues Leben“, 1965). Dabei wurden Auszüge aus dem Roman in der Literaturzeitschrift der Wolgadeutschen „Der Kämpfer“ und auf den Literaturseiten der „Nachrichten“ veröffentlicht, etwa die Kapitel „Christians „Freude“ („Nachrichten“ vom 1. März 1936) oder „Das Erntefest“ („Nachrichten“ vom 3. November 1938).

„Das maschinengetippte Manuskript bewahrte seine treue Lebensgefährtin Sophie Sawatzky auf.“ (Woldemar Eckert). Einzelne Kapitel aus dem Roman „Wir selbst“ erschienen in der Nachkriegszeit in der russlanddeutschen Presse und einigen Sammelbänden. Und erst in den Jahren 1984-1986 konnte das Werk in mehreren Folgen im Almanach „Heimatliche Weiten“ (Moskau) veröffentlicht werden.

Das Leben des führenden wolgadeutschen Schriftstellers Gerhard Sawatzky endete am 1. Dezember 1944 im Arbeitslager Solikamsk, einem der zahlreichen stalinistischen Konzentrationslager für politische Gefangene. 1956 wurde er postum rehabilitiert.

Quellen: „Gerhard Sawatzky“, Reinhold Keil (HB 1982-1984); Sonderausgabe der Wochenschrift „Zeitung für Dich“ „Zwischen ‚Kirgisen-Michel‘ und ‚Wolga, Wiege unserer Hoffnung““ (Band 1, Slawgorod, 1988).

## Gerhard SAWATZKY Ackerlied

Mit dumpfem Ächzen, Stoß um Stoß,  
So legt sich Scholl´ an Schollen.  
Ja, wir erfüllen unsern Plan,  
Wenn wir nur ernstlich wollen.  
Der Rain ist weg, auf immer weg,  
Wir ackern große Flächen.  
Und stellt sich hindernd wer in Steg,  
Kann er das Genick leicht brechen.  
Der Traktor rein, die Scharen blank,  
Dann geht´s ohn´ Stillstand weiter.  
Wir ziehn die Furchen tief und lang  
Und sind so arbeitsheiter.  
Wer viel getan, der viel bekommt,  
So lautet unsre Regel.  
Wer gar nichts tun, nur essen will,  
Der ist ein fauler Flegel.  
Für Faule ist bei uns kein Platz,  
Wer faul ist, mag sich trollen.  
Wir fühlen uns erst dann recht wohl,  
Wenn alle ernstlich wollen.  
Weil der Kulak uns hindern will.  
Sagt er: „Nur christlich teilen.“  
Wir teilen nach der Leistung, still,  
Die Faulen auszuheilen.  
Wenn gut das Feld geackert ist,  
Trägt es bestimmt viel besser.  
Und säen wir das Korn zur Frist,  
ist der Ertrag noch größer.  
Mit dumpfem Ächzen, Stoß um Stoß,  
So legt sich Scholl´ an Schollen.  
Wir leisten mehr noch als den Plan,  
Wenn wir es ernstlich wollen.

Oktober 1931

## Das Partisanengrab

Hier in diesem Apfelgarten  
fiel im Kampf ein Partisan;  
bis sein Blut den Rasen färbte,  
stand er tapfer seinen Mann.  
Jahre sind darauf entschwunden,  
Lenze blühten lachend ab,  
und von Frühlingduft umflossen,  
schneiten Blüten auf das Grab.  
Heiter als ein Frühlingmorgen  
strahlt aufs neu des Gartens Kleid;  
lohnend wird des Gärtners Mühe  
wieder eine Erntezeit.  
Frisch und zart wie Mädchenwangen  
prangt im Herbst der Äpfel Rot;  
jede Frucht an all den Zweigen  
preist des Helden Heldentod.  
Ewig wird der Garten blühen,  
weil das Glück im Lande wohnt;  
tags scheint ihm die wärmste Sonne,  
nachts kost ihn der hellste Mond.

## Dürre

(Auszug)

Im Wüstensand hinter  
dem Kaspischen Meer  
da nistet die Dürre,  
die Geißel der Steppen.  
Dort sammelt sie Gift  
und kommt dann daher,  
um müde zu machen,  
ins Elend zu schleppen.  
Ihr Gesicht ist der Durst,  
den selbst sie erzeugt;  
die Schlawheit der Glieder  
hält Stickluft umschlungen;  
die Augen entzündet,  
das Haupt tief gebeugt,  
von drückender Schwüle  
ist ganz sie durchdrungen.  
Aus sperrweitem Rachen  
ein baumelndes Schmachten;  
ihr keuchender Atem –  
ein dörrender Wind.  
Die trockenen Lippen,  
die niemals noch lachten,  
sind blutig verkrustet –  
entkräftete Trägheit  
folgt trägt ihr als Kind.  
So schleppt sich die Dürre  
die alt wie die Not, gefräßig und böse  
im Staubwolkenkleide  
durch Felder und Saaten  
und raubt uns das Brot,  
schlüpft spärlichen Tau und dörrt die Weide.



Zusammengefasst von Nina PAULSEN, bearbeitet von Erna BERG

# Arbeitsarmee – die zweite Deportation

(Fortsetzung, Anfang Sonderausgabe Nr. 10-11)

Hiermit wollen wir an Ereignisse und Entwicklungen erinnern, die sich in Bezug auf die Russlanddeutschen mit dem Beginn des deutsch-sowjetischen Krieges (1941-1945), aber auch schon vorher, in verschiedenen deutschen Siedlungsgebieten abzeichneten und ihren unumkehrbaren Lauf nahmen. Wie auch im Ersten Weltkrieg gerieten die Russlanddeutschen in der Sowjetunion zwischen die Räder der beiden Diktaturen mit weitreichenden verheerenden Folgen. Für die Deutschen in der Sowjetunion war der deutsch-sowjetische Krieg eine Katastrophe, die einen jahrzehntelangen Opfergang der Volksgruppe heraufbeschwor: Den enormen Todesopfern folgte der Verlust der Sprache, Kultur und nationalen Identität.

Nach der beschwerlichen Reise und der Ankunft in Sibirien oder Kasachstan begann für viele deportierte Deutsche kurz darauf die zweite Deportation – die Mobilisierung in die so genannte Arbeitsarmee („Trudarmija“), NKWD-Arbeitskolonnen, die in das sowjetische GULag-System eingegliedert waren. Dieser militärisch organisierte Arbeitsdienst wurde von dem stalinistischen Regime schon in den 1930er Jahren eingeführt. Millionen Verhaftete wurden vom NKWD (Volkskommissariat des Innern, Geheimdienst) zum Verrichten schwerer körperlicher Arbeit in Arbeitslagern zusammengefasst, die dem GULag (Lagerhauptverwaltung) untergeordnet waren.

## „WIR NAGTEN AM HUNGERTUCH“

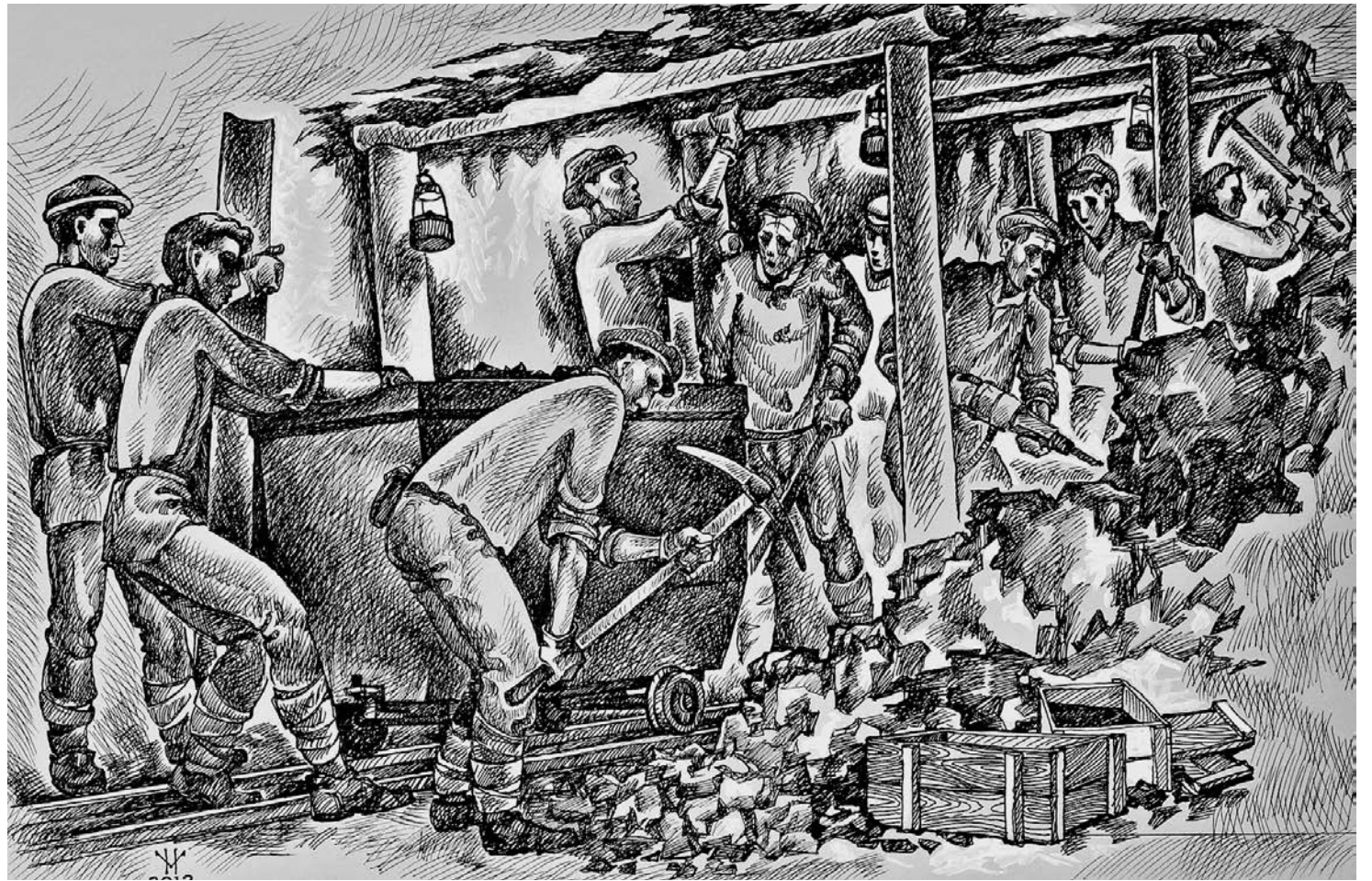
Den Ausgang zur Schaffung von deutschen Arbeitsbataillonen bildete der Stalin-Befehl vom 8. September 1941: Dementsprechend sollten alle Angehörigen der Roten Armee deutscher Herkunft, egal ob Offizier oder Soldat, entlassen und in besonderen Arbeitskolonnen von der Front ins Hinterland geschickt werden. Diese demobilisierten Soldaten und Offiziere stellten im Herbst 1941 die ersten Einheiten der Arbeitsarmee. Bis zum Jahresende 1941 landeten mehr als 15 000 Soldaten und Offiziere der Roten Armee deutscher Nationalität in den Arbeitskolonnen.

Bereits am 3. Oktober 1941 schrieb der Vorsitzende des Gebietsexekutivkomitees Nowosibirsk an den Volkskommissar für Innere Angelegenheiten, Berija: „...Die im vergangenen Monat in unser Gebiet eingewiesenen 100 000 Deutschen aus der Republik der Wolgadeutschen reichen nicht aus. Zur Versorgung einiger großer Rayons mit Arbeitskräften sowie für die Holzbeschaffung und den Kusbass-Schachtstroi fordere ich zusätzlich 51 000 bis 52 000 dieser Umsiedler, etwa 25 Züge, an.“

Auf der Grundlage des Befehls des staatlichen Verteidigungskomitees vom 10. Januar 1942 erfolgte nun auch die Mobilisierung aller Männer zwischen 15 und 55 Jahren und Frauen zwischen 16 und 45 Jahren, die keine Kinder unter drei Jahren hatten, zur Zwangsarbeit, wo sie wie Staatsfeinde und Vaterlandsverräter behandelt wurden. Dabei wurden die festgesetzten Altersgrenzen oft überschritten. Weitere breitflächige Mobilisierungen zur Zwangsarbeit erfolgten außerdem nach den Beschlüssen im Februar und Oktober 1942, im Mai-September 1943 sowie auch noch im Januar 1944 und im Januar 1946. Die Arbeitsarmee existierte offiziell bis zum März 1946, viele Deutsche mussten allerdings länger in ihren Mobilisierungsorten bleiben.

Keine andere Ethnie in der Sowjetunion hat eine derart tiefgreifende physische Ausbeutung erlebt: Von den 1,1 Mio. Russlanddeutschen, die sich während des Krieges im sowjetischen Machtbereich befanden, mussten etwa 350 000 Männer, Frauen und Jugendliche Zwangsarbeit in Arbeitskolonnen und NKWD-Lagern leisten. Fast jede deutsche Familie wurde dadurch gewaltsam auseinander gerissen.

Da der größte Teil der Arbeitskolonnen von nun an in das GULag-System eingegliedert war, handelte es sich um Zwangsarbeitslager mit allen typischen Merkmalen: Unterbringung in von Stacheldraht und Wachtürmen



Zeichnung von Viktor Hurr: „Russlanddeutsche Zwangsarbeiter in der Kohlengrube“.

umgebenen Baracken, Arbeitseinsatz und Freizeit unter militärischer Bewachung, Essens- und Verpflegungsrationen nach den GULag-Normen. Die Menge der Ration war von der Erfüllung bestimmter Arbeitsnormen abhängig, die Losung „Alles für die Front, alles für den Sieg!“ war allgegenwärtig. Zahlreiche mobilisierte Deutsche waren überzeugt, dass sie mit der Arbeit ihre Pflicht erfüllten, die anderen verbargen ihre wahren Gedanken und äußerten sich nur prosowjetisch.

Die Arbeitszeit dauerte in der Regel bis zu 12 Stunden und mehr pro Tag - Hacke und Spaten, Axt und Säge waren dabei oft die einzigen Arbeitsgeräte. Eine medizinische Versorgung fehlte in den ersten Jahren fast gänzlich. Alle möglichen Vorgesetzten herrschten in völliger Willkür - das Wort „Fritz“ in der Bedeutung von „Feind“ oder „Faschist“ war die übliche Anrede für den Deutschen. Jegliche nicht gebilligte Kontakte mit der zivilen Bevölkerung waren verboten. Eigenmächtiges Verlassen des zugewiesenen Einsatzortes wurde nicht als Flucht, sondern als Desertion bezeichnet und entsprechend geahndet. Und dennoch erinnern sich ehemalige deutsche Zwangsarbeiter auch an Vorgesetzte, die auch in der harten Kriegszeit Menschen geblieben waren und ihre Barmherzigkeit nicht an den Nagel gehängt hatten.

Die mobilisierten Deutschen kamen unter einem harten Sonderregime beim Aufbau von Industriebetrieben, im Berg-, Straßen- und Bahnbau sowie in der Land- und Forstwirtschaft, Gas- und Erdölindustrie, beim Fischfang oder bei Munitionsherstellung zum Einsatz. In mehr als 200 Arbeitslagern und Stützpunkten vom Norden des europäischen Teils bis in den Fernen Osten (in 27 administrativen Gebieten, Regionen und Republiken) und sogar in der Mongolei gab es deutsche Arbeitskolonnen.

Insbesondere in den Jahren 1942 und 1943 war die Sterblichkeit in manchen Arbeitslagern außerordentlich hoch. So kam im Wjat-Lag (Wjatka-Lager, Gebiet Kirow) im Winter 1942 über ein Drittel der Lagerinsassen ums Leben. Selbst nach Statistiken des NKWD waren zum Januar 1943 rund 26 Prozent der Arbeitsarmisten arbeitsunfähig. Eine verlässliche Zahl der Opfer lässt sich bislang nicht ermitteln, allerdings soll die Sterblichkeitsrate laut Hochrechnungen aus einzelnen Lagern nicht weniger als 20 Prozent gewesen sein. Die Leichen wurden oft in Massengräbern verscharrt, ohne dass die Angehörigen jemals eine Nachricht erhielten. Darüber gibt es unzählige Aussagen von Zeitzeugen und Betroffenen.

Alvina Enzi (Berlin) berichtet über die Verhältnisse in einem Arbeitslager bei Tscheljabinsk: „Die Menschen hatten keine Kraft mehr, die anderen zu begraben. Wenn sie auf die Arbeit getrieben wurden, sind sie auf dem Weg einfach umgefallen. Dann wurden sie in eine Stube geschleppt, die war schon hoch voll. Es kam auch vor, dass sie einen reingeschmissen haben, der noch nicht tot war, nur steifgefroren. Der ist dann in dieser Stube warm geworden. Man hat auch gehört, wie da und dort noch einer schnauft... Im Frühjahr haben sie draußen eine Grube gemacht und alle reingeschmissen.“ (In: „Das haben wir alles überlebt“).

Der wolgadeutsche Dichter Waldemar Spaar (1923-2014), der einige Jahre in den Arbeitskolonnen im Gebiet Perm (damals Gebiet Molotow) war, schreibt: „Der Arbeitstag dauerte von 12 bis 13-14 Stunden. Aber unser Tagesmenü war sehr knapp: eine Wassersuppe, eine Mehl oder Kleiesuppe, keinen Schmalz, keine Milch, kein Fleisch. Und wer sich nicht beherrschen konnte, aß schon am Abend die kleine Brotration auf und war dann den ganzen nächsten Tag hungrig. Besonders grausam war der Winter 1943. Jeden Tag trug der Beerdigungstrupp 30 bis 35 Tote aus den Baracken heraus. Dystrophie, so hieß diese schreckliche Krankheit, die die Menschen weggraffte. Und auch 1944 ereilte viele von uns das gleiche Schicksal.“ (In: HB 2003-2004).

Der Wolgadeutsche Johannes Weiz (geb. 1923), der im Iwdel-Lag im Gebiet Swerdlowsk aufgrund seiner Feldscherausbildung einer der Sanitätsabteilungen zugeteilt wurde, erinnert sich: „Sechs niedrige Baracken mit Etagenpritschen, in jeder bis zu 150 Personen, umzäunt von vier Meter hohen Holzpfählen und Drei-Reihen-Stacheldraht, Wachtürme mit Schützen und Scheinwerfern an den Ecken, nachts übernahmen zusätzlich die von den Leinen losgelassenen Schäferhunde die Bewachung. Wer die Flucht riskierte, landete im Karzer außerhalb des Lagers, auch die Leichenhalle war nebenan in der Nähe des Friedhofes. Zu Beginn waren in unserem Lager 840 Arbeitsarmisten. Die meisten wurden als Holzfäller im Wald eingesetzt, sechs Brigaden zu je 25 schufteten in der Manganerzgrube - von denen war bis 1943 aufgrund der unmenschlichen Arbeitsverhältnisse und karger Essrationen die Hälfte tot. Die Zwangsarbeiter, die weder Rechte noch Stimme hatten, starben an Hunger und Krankheiten wie Skorbut, Silikose oder Pellagra, sowie bei Unfällen im Wald und in der Grube.“ (In: HB 2021).

Wie die Menschen in den Arbeitslagern zuerst ihrer Würde beraubt wurden und danach auch ihr Leben aushauchten, beschreibt eindringlich der Wolgadeutsche Gottlieb Eirich (1925-2016): „Es wurden schon keine Einzelgräber mehr ausgehoben, sondern lange Gräben, die immer länger wurden. Spät am Abend lud man die Leichen wie Baumstämme auf Schlitten und fuhr sie in ein Massengrab, jeweils bis 20 Tote. Die Leichen wurden nackt, ohne Namen, nur mit einem Brettchen mit ihrer Nummer an den Füßen wie ein verendetes Vieh eingescharrt. Die Menschen wurden zu Schatten. Auch mein Bruder Andrej. Er kam ins Lagerlazarett. Auf den Pritschen krümmten sich jämmerliche Geschöpfe. Der Hunger entzog den Menschen ihre Identität, verwandelte sie in nicht mehr unterscheidbare Skelette mit gelber Haut und nackten Schädeln. Andrej bat mich, ihn auf die andere Seite umzudrehen. Er lag auf der Pritsche, ohne Matratze, ohne Decke. Die Wattendecke, mit der er sich zudeckte, stank erbärmlich. Ich drehte seinen leichten, fast trockenen Körper um und erschrak: Durch die wund gelegenen Stellen sah ich seine weißen Knochen. Am Morgen darauf war mein Bruder Andrej tot. Für mich hatte die Welt von dieser Stunde an ein anderes Gesicht bekommen.“

Um der unerbittlichen Hungersnot zu trotzen, versuchten die deportierten und mobilisierten Deutschen in unterschiedlicher Weise Lebensmittel zu beschaffen. Sie pflanzten Gemüse, sammelten die Reste von den abgeernteten Feldern auf und fingen Wildtiere, um ihre schmale Ration so ein wenig zu ergänzen. In manchen Fällen war es in der Arbeitsarmee sogar möglich, Gemüse anzupflanzen oder zu erwerben. „Man nutzte die Situation, wenn sich in der Nähe der Baracken ein Kolchosfeld befand. Auf den abgeernteten Versuchsfeldern suchte man vom Herbst zurückgebliebene Rüben und Kartoffeln. Für die Zubereitung des Tees und der Suppe nahmen die Frauen ein Stück Eis. Im Winter legten Kinder Fangschlingen auf das Eis aus, um Gimpel zu fangen. Auf diese Weise reicherten sie die Mittagssuppe an, die gewöhnlich aus Wasser, einer einzigen fein geschnittenen Kartoffel und drei Esslöffeln Hafergrütze oder Sauerkraut bestand“, beschreibt Ida Bender (1922-2012) in ihrem biografischen Roman „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“.

(Schluss auf Seite 9)



Zusammengefasst von Nina PAULSEN, bearbeitet von Erna BERG

# Arbeitsarmee – die zweite Deportation

(Schluss von Seite 8)

Für das Überleben war es auch wichtig, in dem unendlich trostlosen Vegetieren dennoch etwas Positives abzugewinnen. Kultur- und Erziehungseinrichtungen gab es in manchen Arbeitslagern vor allem, weil die Lagerleitung glaubte, sie könnte die Zwangsarbeiter damit zu noch höheren Arbeitsleistungen bewegen. Vielen Arbeitsarmisten halfen kulturelle Beschäftigungen wie Gesang, Musik und Theaterspiel dagegen, unter den schwierigen Bedingungen im Lager „Mensch“ zu bleiben. So bot z.B. gemeinschaftlicher Gesang in der Freizeit vielen Frauen Abstand vom grauen Alltag. Zum Repertoire gehörten deutsche sowie verschiedene russische Volkslieder.

Es gibt Zeitzeugenberichte über die Gründung von Bläserorchestern oder Theatergruppen in manchen Arbeitslagern, die den Menschen zumindest eine Hoffnung aufs Überleben spendeten. Johann Schmidt (zuletzt im Hohen Norden im Einsatz) erinnert sich: „Schon in aller Herrgottsfrühe am Tag des Sieges spielte das Bläserorchester an diesem Maitag (1945) eine Jubelmelodie. Die Arbeitsarmisten wachten auf und kletterten verdrossen von den Liegepritschen. Die Neugier gewann dann doch die Oberhand. Draußen vor der Kantine stand das Bläserorchester und machte musikalische Luftsprünge. Iwan Schmidt dirigierte begeistert das Arbeitsarmee-Bläserorchester und sah sich schon an der Wolga, im Heimatdorf.“

## ES GING UMS NACKTE ÜBERLEBEN

Das Leid der deutschen Frauen und Kinder in den Kriegsjahren und danach ist zweifelsohne das düsterste Kapitel der dramatischen Geschichte der Russlanddeutschen. Die Deutschen waren die einzige Bevölkerungsgruppe in der Sowjetunion, wo auch Frauen (die keine Kinder unter drei Jahren hatten) einer massenhaften Mobilisierung unterlagen.

Tausende Kinder blieben elternlos zurück. Sie bekamen keine Lebensmittel zugeteilt und mussten zusehen, wie sie überlebten: Das brutale Gesetz - wer nicht arbeitet, darf auch nicht essen - traf die deutschen Kinder am häufigsten. Wenn sie Glück hatten, versuchten die Großmütter oder andere deutsche Frauen, ihnen eine Bleibe zu geben. Niemand hat gezählt, wie viele Kinder, deren Mütter in Rüstungswerken und in den Wäldern des Nordens arbeiteten, an den sibirischen Wegen auf der Suche nach etwas Brot erfroren.

Viele deutsche Kinder, nun elternlos, landeten in Kinderheimen und wurden nicht selten auseinandergerissen. Eine Kinderheim-Odyssee im Gebiet Akmolinsk erlebte der Wolgadeutsche Robert Huber (geb. 1937), der nach der Mobilisierung der Eltern die Zeit von 1942 bis 1946 in den Kinderheimen verbrachte - zum Glück konnten die drei Geschwister (damals sieben, fünf und vier Jahre alt) zusammenbleiben: „Nach dem vierjährigen Aufenthalt im Kinderheim hatte ich die deutsche Sprache verlernt. Ich hatte auch unsere Mutter nicht wieder erkannt. Mein älterer Bruder Alexander sagte, das sei unsere Mama. Gut, dachte ich, wenn es so ist, dann fahren wir jetzt nach Hause. Aber wo war unser Zuhause?“ (In: HB 2020).

Unzählige Familientragödien spielten sich ab, die noch lange nach dem Krieg fortwirkten. Tamara Beller (Berlin), damals noch ein Kind, erinnert sich an den Tag, als ihre Mutter in die Trudarmee musste, wobei der Vater schon seit Monaten dort war und nie mehr zurückkehrte: „Spät im Herbst 1942 kamen zwei Männer in Uniformen mit einem Schlitten ohne jede Vorwarnung, und danach haben wir von unserer Mutter lange nichts mehr gehört. Sie hat so schrecklich geschrien. Die Männer haben sie auf dem Schlitten festgebunden. Wir Kinder sind noch hinterher gelaufen.“ (In: „Das haben wir alles überlebt“).

Die inzwischen verstorbene Sängerin Irina Stauch (Berlin) berichtete von einem haarsträubenden Fall, der damals eher Normalität war: „Ich kenne eine Frau, die sechs Kinder hatte. Sie musste auch in die Trudarmee. Als sie zurückkam, waren alle sechs Kinder erfroren. Alle. Die Frau hat den Verstand verloren.“ (In: „Das haben wir alles überlebt“).



Viktor Hurr: „Bedrückende Enge herrschte in den Waggons bei der Deportation und bei der Mobilisierung für die Trudarmee.“

Deutsche Frauen waren als Holzfällerrinnen in den Urwäldern im Norden, als Arbeiterinnen in den Bergwerken des Ural und in den Kohlengruben hinter dem Polarkreis im Einsatz. Klägliche Brotrationen bis zu 300-500 Gramm täglich, bittere Kälte, Hunger, Not, Misshandlungen und Willkür der Lagerleiter sowie keinerlei Hoffnung auf eine Erlösung - das war kurz umrissen das Schicksal der deutschen Frauen in den Kriegs- und Nachkriegsjahren.

„Wir Frauen mussten im Winter in den Wäldern Bäume fällen, die Baumstämme entästen und aus dem Wald schleppen. Das war eine verdammt harte Arbeit. Unfälle waren an der Tagesordnung. Das Heizmaterial, das wir in den Baracken benötigten, mussten wir uns selber im Wald besorgen. Für diesen Zweck durften wir die Baumwurzeln ausgraben. Wir dachten, uns kommt das ganze Gedärm aus dem Leib, so qualvoll war diese Arbeit. Wir standen oft bis zu den Hüften im Schnee. Bei der unmenschlichen Quälerei kamen wir zwangsläufig ins Schwitzen. Wenn wir dann die Jacken ablegten, zogen wir uns Erkältungen zu: Ein Teufelskreis war das! Wer nicht arbeitete, bekam kein Brot, wer kein Brot hatte, konnte nicht arbeiten“, erzählt Raisa Ostertag, die in der Arbeitsarmee bei Gorki war (In: „Alle Spuren sind verweht“).

Rosalia Wacker, damals Grubenarbeiterin in Leninogorsk, wo Buntmetalle gewonnen wurden, erinnert sich: „Es war grauenvoll so tief unter der Erde. Dunkel, nass, kalt. Wenn der Fahrstuhl hinunterfuhr, schien es, als versenke er die Arbeiterinnen ins eigene Grab. Man fühlte sich der schwarzen Tiefe auf Leben und Tod ausgeliefert. Es wurde mit Wasserbohrern gearbeitet. Die Frauen wateten den ganzen Tag über im Nassen. Ihre Holzpantoffeln hielten das kaum eine Woche aus, da die Riemen an den Füßen verfaulten... Beständig plagte alle Arbeiterinnen der Hunger. Die Brot ration war

ein schmieriges, teigiges, schwarzes Etwas, worauf wir sehnsüchtig warteten und es dann in Sekundenschnelle verschlangen.“ (In: „Alle Spuren sind verweht“).

Zahlreiche Erfahrungsberichte gibt es über die Zwangsarbeit in den Rüstungsbetrieben, wo viele russlanddeutsche Frauen um Leben und Tod schufteten. Bis zu 300 Einzelteile in zwölf Stunden hatte eine Zwangsarbeiterin in einem Rüstungsbetrieb in Nowosibirsk anzufertigen. Jedes Werkstück wog über 24 kg. Die fertigen Geschosshülsen (48 kg!) musste die erst 15 Jahre junge Irma Schwindt ins Lager zur Verpackung schleppen. Für diese schweren Stücke gab es keinen Werkwagen oder sonstige Hilfsmittel: „Täglich arbeiteten wir zwölf Stunden in zwei Wechselschichten, ohne Ruhetage. Wenn jemand an unserem Fließband nicht zur Arbeit kam, wurden zwei Menschen aus der vorhergehenden Schicht zurückbehalten, von denen dann jeder noch sechs Stunden für den Fehlenden arbeiten musste. Sie durften dann auch hinterher nicht nach Hause gehen, sondern mussten nach sechs Stunden Ruhe zur nächsten Schicht erneut antreten. Nach diesen 18 Stunden harter, unmenschlicher Arbeit fielen die Menschen todmüde auf den Fußboden im Werk nieder. Auf dem kalten Zementboden der Werkhalle erkälten sich viele und mussten es mit dem Tode bezahlen.“ (In: „Alle Spuren sind verweht“).

Ida Bender, Autorin und Tochter des russlanddeutschen Schriftstellers Dominik Hollmann, arbeitete 1943-1944 am Jenissej-Fluss im Hohen Norden, wo sie beim Fischfang, Holzfällen und Holzflößen (auch da waren viele deutsche Frauen im Einsatz) tätig war: „Die Tugun-Netze waren nur 30-35 Meter lang, die Netze für die Heringe dagegen 120 Meter. Dazu kam die Strömung. Man musste sich schon tüchtig in die Seile legen, um das Netz an Land zu ziehen. Die nasse Leine glitt aus den erschlafften Fingern, aber wir

mussten uns fester daran klammern. Blut trat aus den vielen Schwielen. Wir bissen die Zähne aufeinander, hielten die Leine fester und zogen das Netz an Land. Wir hatten keine Gummistiefel und Lederschürzen, wie die Berufsfischer. Wir hatten nur unsere aus Katun genähten dünnen Beinkleider, die schon beim ersten Netzzug völlig durchnässt an den Beinen klebten. Wir froren entsetzlich. Der Ufersand, schon vom Frost erstarrt, war so kalt, das wir barfuß, wie wir waren, nicht mehr ruhig darauf stehen konnten. Wir trippelten ständig beim Netzeziehen, hoben bald den einen, dann den andere Fuß, damit diese wenigstens sekundenlang die beißende Kälte nicht fühlten. Das Wasser, auf dem die dünnen Schnee-Eisgebilde schwammen, schien uns warm im Vergleich zum Ufersand. Wir beklagten uns einmal bei der Obrigkeit, dass es nicht mehr auszuhalten wäre, barfuß zu fischen. „Aber jetzt ist der Heringsgang und es muss gefischt werden. Die Heringe ziehen in dieser Periode aus dem nördlichen Eismeer den Jenissej flussaufwärts zum Laichen. Die Frontkämpfer müssen Nahrung haben. Sie vergießen ihr Blut für euch, Verräter. Es ist eure Pflicht, das hier gut zu machen, was euer Hitler in Russland zerstört.“ So fertigte man uns ab. Wer von uns Deutschen hätte es gewagt, nicht zu gehorchen?“ (In: „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten“).

Nicht besser erging es den Frauen, die Kleinkinder hatten, die in den Verbannungsorten zurückblieben. Die Verbliebenen in den jeweiligen Verbannungsorten wurden unter die Sonderkommandantur gestellt, mussten sich jeden Monat beim örtlichen Kommandanten melden und arbeiten gehen. Auch da herrschte Hungersnot, vor allem in den Kriegsjahren ging es auch hier ums nackte Überleben.

Die bereits nach dem Krieg geborene Olga Gehrke-Brauer erzählt über ihre wolgadeutsche Familie: „Im Januar 1942 wurde der Vater in die Trudarmee mobilisiert. Die Lage wurde noch schwieriger, vor allem die Hungersnot. Die Gegenstände und Bettsachen aus der Heimat wurden gegen Essbares getauscht. In der Steppe wurden alle essbaren Gräser und Wurzeln gesammelt, auch vor Zieselmäusen schreckte man nicht zurück. Um an Essbares zu kommen, strickte die Mutter nach einer Arbeitsschicht im Artel noch bis in die Nacht hinein Wollsachen und nähte Kleider auf Bestellung, aus Stoffresten bastelte sie Kleidungsstücke für die eigenen Kinder. So erwies sich die Singer-Nähmaschine, ein Hochzeitsgeschenk der Großmutter aus dem Jahr 1934, als echter Segen. 1946 erkrankte die Mutter an Typhus und kam ins Krankenhaus, die drei Kinder blieben sich selbst überlassen. Nach einigen Tagen kamen Vertreter des Dorfsowjets und erklärten den Kindern, sie sollen den Vater benachrichtigen, dass er sie zu sich hole, weil die Mutter im Sterben liege.“

Auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren die Jahre der Sondersiedlung für die Deutschen geprägt von Unsicherheit, Angst und völliger Entrechtung. Der Regierungserlass vom 26. November 1948 legte die Verbannung der Deutschen und anderer „bestrafter“ Völker auf „ewige Zeiten“ fest. Verstöße wurden mit bis zu 20 Jahren Zwangsarbeit bestraft. Noch viele Jahre nach dem Kriegsende sollten die Russlanddeutschen in den Orten ihrer Sondersiedlung oder in den GULag-Lagern ihre angebliche kollektive zweifache Schuld - als „Vaterlandsverräter“ und als Deutsche für die Verbrechen des Nazi-regimes in Deutschland - durch Sklavenarbeit abbüßen: erniedrigt, verleumdet, gehasst, entrechtet und totgeschwiegen.

(Quellen: Texte der Historiker Dr. Alfred Eisfeld und Dr. Viktor Krieger; Ida Bender, „Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten. Biografischer Roman“, Geest-Verlag 2010; Nelly Däs, „Alle Spuren sind verweht. Russlanddeutsche Frauen in der Verbannung“, Kulturrat der Deutschen aus Russland e. V., Stuttgart 1997; Andrea Gotzes, „Das haben wir alles überlebt: Russlanddeutsche Erinnerungen 1930-1990“, Sutton Verlag 2001; Heimatbücher der LMDR).

(Fortsetzung folgt)

Vorbereitet von Erna BERG

# Mathilde

„Wenn diese schweigen werden, so werden die Steine schreien.“

(Lukas 19,40)

Das Leid der deutschen Frauen und Kinder in den Kriegsjahren und danach sind eines der düstersten Kapitel der traumatischen Geschichte der Russlanddeutschen. Die Deutschen waren die einzige Bevölkerungsgruppe in der Sowjetunion, wo auch Frauen (die keine Kinder unter drei Jahren hatten) einer massenhaften Mobilisierung unterlagen. Die Geschichte von Valentine BOLZ, die mit ihrem Ehemann Waldemar Bolz - ehemaliger Schauspieler des Deutschen Schauspieltheaters Temirtau/Almaty - seit Dezember 1992 in Mainz lebt, basiert hauptsächlich auf Erinnerungen ihrer Tante Mathilde Fischer, geb. Widmaier, und handelt von Ereignissen der 1940er Jahre. Sie erzählt über den Weg der mobilisierten russlanddeutschen Frauen und Mädchen aus den deutschen Dörfern um Slawgorod/Altairegion (Russland) in die Arbeitsarmee, wo sie zuerst in einem Rüstungsbetrieb in Molotow und später in einer Sowchase im Arbeitseinsatz sind. Die tagtägliche Schwerstarbeit, begleitet von Hunger, Krankheiten, Misshandlungen und Willkür der Vorgesetzten, aber auch von der Sorge um die zurückgelassenen Kinder, brachten viele an den Rand ihrer Kräfte – nicht alle überstanden diese grausamen Zeiten. Und dennoch gab es immer wieder auch Menschen, die Mitleid mit deutschen Frauen hatten und ihnen das unerträgliche Leben erleichterten.

Die Räder ratterten, es rüttelte den Waggon hin und her. Es war kalt und dunkel. Mathilde schlug den Kragen ihres Mantels hoch, versteckte ihre Nase darin und versuchte sich wenigstens durch ihren Atem ein bisschen aufzuwärmen. Der Eisenofen im Zentrum des Waggons war erloschen und Holz zum Heizen werden sie erst morgen bekommen, wenn sie Glück haben.

Im Waggon waren 50 Frauen. Auf den zwei Pritschen hatten nur vier Frauen Platz und da nur, weil sie zu zweit auf jeder lagen. So wechselten sie jede drei Stunden, damit alle mal die Beine ausstrecken konnten. Alle anderen dösten, auf ihren Bündeln und Säcken sitzend. Auch die Plätze um den Ofen wurden nach dem Rotationsprinzip gewechselt, damit sich jeder mal aufwärmen konnte.

Wenn der Zug hielt, hat man ihnen Essen gebracht. Als Toilette diente ein alter Eimer. Alle schämten sich, vor den anderen ihre Notdurft zu verrichten. Aber man konnte doch nicht ewig einhalten. Deswegen hatten sie die eine Ecke, wo der Eimer stand, mit zwei an den Fransen zusammengebundenen Tüchern abgeschirmt. Der Eimer wurde an jeder Station geleert, aber trotzdem stank es nach ein paar Tagen im Waggon wie die Pest.

Sie waren jetzt schon seit einer Woche unterwegs. Wohin wusste niemand. In die Trudarmee. Aber einen genauen Ort hat man ihnen nicht gesagt. Eine Lehrerin aus Halbstadt versuchte durch einen breiteren Ritz, die Namen der Stationen zu lesen. Nach zwei Tagen Beobachtung war sie sich ziemlich sicher – es geht Richtung Westen, Richtung Moskau.

Mathilde hoffte innig, dass sie nach Tula kommen, wo schon Reinhold, ihr Mann war. Reinhold und ihr Bruder Peter wurden schon vor einem Jahr einberufen. Ende November 1942 hatte auch Mathilde, so wie alle ledigen und jungen Frauen, eine Vorladung bekommen. Erst mussten sie vor eine medizinische Kommission. Diese Kommission war eher ein Witz.

Es wurden keine Untersuchungen gemacht. Der Arzt untersuchte nur das Gebiss jeder Frau ohne seine Hände zu waschen. Mathilde ekelte sich und musste würgen, als er kurzerhand, mit seinen gelblichen, nach Tabak und Karbol riechenden Fingern, ihr unsanft die Lippen auseinander presste. Der Arzt grinste nur, dann rief er der Arzthelferin zu: „1920. Tauglich.“ Mathilde erwiderte: „Nein. Ich bin 1921 geboren“, wurde aber vom Sanitäter weitergeschoben.

Eine der Frauen, die gut russisch sprach, rief empört: „Was soll das! Wir sind doch keine Pferde!“ Worauf der Arzt antwortete: „Steh, Stute! Oder verpass ich dir auch noch einen Zaum.“ Die Sanitäter bogen sich vor Lachen. „Passen Sie auf, Boris Semjonowitsch, sonst schlägt sie noch aus!“

Mathilde stand noch an der Tür, versuchte zu widersprechen. Aber die zweite Arzthelferin schob sie einfach ins nächste Zimmer. Da standen schon an die zehn Frauen. „Was ist hier?“, fragte Mathilde Emma Hahn aus Degtjarka. „Weiß ich nicht, wir sollen warten.“ „Stell dir vor, die haben mich ein Jahr älter aufgeschrieben!“ Emma lächelte traurig: „Das ist wegen den Kinder da“, sie nickte auf ein weinendes Mädchen, „Die dürfen doch erst ab 16 einberufen, deswegen machen sie die Kinder ein-zwei Jahre älter und schon haben sie das Recht!“

„Aber ich bin doch schon 21!“ - „Na, wahrscheinlich zur Sicherheit. Der Louisbas hat man ein Jahr abgezogen, sonst hätte man sie zu Hause lassen müssen.“ Mathilde erkannte nun in dem weinenden Mädchen die Nichte von ihrem Schwager und drängte sich zu ihr durch. Schluchzend erzählte Olga ihr, man habe sie zwei Jahre älter gemacht, jetzt müsse sie fort und die Mama habe ja niemanden mehr und wäre krank, ihre fünf Brüder habe man ja schon 1941 einberufen. „Hast du denn keine Geburtsurkunde? Um zu beweisen, dass du erst 15 bist!“ - „Doch. Aber nur eine vom Pastor Grigorijs. Und die ist auch noch auf Deutsch. Mama zeigte sie dem Operupolnomschenij (Sicherheitsbeauftragter). Er sagte, mit der kann sie sich den A... putzen.“

Ja, auch sie hatte solche Geburtsurkunde vom Pastor Beck. Eine für die ganze Familie – alle Kinder wurden aufgelistet. Mit Stempel und Unterschrift. Das ist doch ein Dokument! Die Tür wurde aufgerissen. Fluchend, drängte sich eine korpulente Frau in Militäruniform zum Tisch, jagte alle aus dem Zimmer und lies sie dann einzeln eintreten. Jeder wurde die Mobilisierungskarte, dessen Aushändigung sie mit ihrer Unterschrift bestätigen mussten, in die Hand gedrückt und befohlen, in drei Tagen um zehn Uhr in Slawgorod auf dem Bahnhof zu sein, mit Verpflegung für mindestens 10 Tage.

Zu Hause wurden dann die Sachen mehrmals umgepackt, damit auch alles Notwendige mitgenommen wird. Die Mutter weinte. Schon zwei ihrer Söhne waren weg: Rudolf wurde in die reguläre Armee zwei Jahre vor dem Krieg einberufen, erst hat er öfters geschrieben, aber seit den letzten zwei Jahren kamen keine Briefe mehr.

Peter war unter den ersten, die man in die Trudarmee einberufen hatte, und seit dem auch kein Lebenszeichen von ihm. Martha ist mit ihren Kindern, nach der Deportation aus dem Kaukasus, noch gerade so dem Tod von der Schippe gesprungen. Ihr Mann und der Mann von Marie waren auch bereits in der Arbeitsarmee. Olgas Mann war schon sieben Jahre, nach der Verhaftung von der NKWD, weiß Gott wo.

Es wurden Bohnen, Erbsen, Weizen, Mehl in Säckchen gepackt, auch ein paar Kilo Kartoffeln und Zwiebeln wurden zum Mitnehmen bereitgestellt. Ihr Stiefvater Alexander Runge (der alte Rung), ein erfahrener Mann, nähte in den Saum ihres Mantels Geld ein. Die Scheine wurden zu Röllchen gedreht und im Saum versteckt. Viel war es nicht. Nur für die erste Zeit.

Mathilde nickte ein. Eine scharfe Bremsung würfelte die Frauen durcheinander. Mathilde wurde an eine der Pritschen geschleudert, spürte, dass noch einige auf sie drauf fielen. Der Zug bewegte sich ruckweise, die Bremsen quietschten, dann blieb er stehen. Die Frauen rappelten sich stöhnend, die verletzten Stellen reibend und leise vor sich hin fluchend, auf. Der Zug hielt öfters und stand manchmal einen halben Tag auf einem Abstellgleis, aber so scharf wurde nie gebremst.

Die Frauen rätselten, wo sie sein könnten, ob es vielleicht schon die Endstation sei. Die Zeit verging, nichts tat sich. Mathilde zog den zusammengedrehten Strohwisch, den sie in den Ritz gestopft hatte, damit es nicht so zieht, wieder heraus und linste durch den Spalt - nur verschneite Gegend.



Mathilde Fischer. 1987.

**Mathilde FISCHER, geb. WIDMAIER, wurde am 23. Januar 1921 in Olga-feld, Region Altai, geboren. Sie war das siebte Kind der Großeltern der Verfasserin Valentine Bolz, Olga Schiffer und Peter Widmaier. Gestorben ist Mathilde Fischer in Orlowo, Region Altai, am 8. Februar 1989.**

Es war schon hell. Von draußen hörte man Rufe, lautes Lachen, Fluchen. Dann ging jemand, an die Räder klopfend, am Waggon vorbei. Es war kalt. Die Frauen hüpfen von einem Fuß auf den anderen, fuchtelten mit den Armen, um sich aufzuwärmen.

Endlich wurde die Tür des Waggons aufgeschoben. „Что, девки, замёрзли? Сейчас согреемся! Дежурные, выносите парашу!“ (Was, Mädels, ist's euch kalt? Gleich könnt ihr euch aufwärmen. Diensthabende, bringt den Scheißeimer weg.) Ein grobschlächtiger Bursche stellte eine kleine Leiter an den Waggon, gab den Diensthabenden die Anweisung, den Eimer hinter dem weiteren Gebüsch auszuleeren und rannte zum nächsten Waggon. Die Tür blieb offen, es strömte frische Luft hinein.

Zu ihrem Waggon eilten schon zwei Soldaten mit einem dampfenden Kessel. Endlich wieder was Warmes. Gestern gab es nichts. Heute gab es Kascha (Brei). Und sie schmeckte sogar gut. Die Kascha verteilte ihr Wachposten. Er stand immer am Waggon, wenn der Zug hielt. Es war ein freundlicher junger Bursche, er hat sie nie angeschrien oder geflucht wie die anderen, er ließ auch immer die Waggontür einen Spalt offen, damit frische Luft einströmte. Sein Name war Sascha - so riefen ihn seine Kameraden.

Jedes Mal suchte er mit den Augen nach Nelli, schöpfte ihr immer großzügige Portionen ein. Dass er sich in das Mädchen verguckt hatte, war allen klar. Nelli war die jüngste in ihrem Waggon. Die Frauen kicherten und zogen Nelli auf. Das hübsche Mädchen war sehr schüchtern, auch Sascha traute sich nicht, sie anzusprechen. Nelli war am ärmlichsten gekleidet: eine dünne, mit Flecken übersäte Jacke, ein ausgebleichenes Sommerkleidchen, auf den Füßen Holzpantoffeln.

Nelli erzählte, dass bei der Deportation aus dem Kaukasus sie alles verloren haben - der Kahn, mit dem man sie übers Kaspische Meer setzte, bekam einen Leck und fing an zu sin-

ken, sie konnten sich noch im letzten Moment auf den zweiten Kahn retten, aber ihr bisschen Hab und Gut ging unter. Auch auf dem zweiten Kahn mussten sie um ihr Leben bangen - er war hoffnungslos überladen. Aber nach einem Monat sinnloser Irrfahrt, kamen sie heil im Verbannungsort an. Im ersten Winter starb die Mutter und nach ihr vier Geschwister.

Nelli blieb allein mit drei kleinen Schwestern. Sie schrieb ihrer Tante, die in der Nähe von Slawgorod lebte. Die Tante kam nach Petropawlowsk und holte sie. Der Kolchosvorsitzende des Auls, in den man sie geschickt hatte, hatte nichts dagegen, denn er konnte auf sie als Arbeitskraft nicht zählen. Die Tante hatte selber sieben Kinder. Und als Nelli in die Trudarmee musste, konnte sie ihr nichts mitgeben, sie hofften, dass Nelli da eingekleidet und auch Essen unterwegs bekommen wird. Mathilde gab ihr gestrickte Wollsocken, Dora holte eine alte Strickjacke aus ihrem Bündel und leitete sie ihr. Nelli war immer hungrig und fror erbärmlich.

Als Nelli Sascha ihre Blechschüssel reichte, schöpfte er ihr zwei Schöpflöffel Kascha ein, dann griff er in seine Tasche und legte ihr noch zwei dicke Schnitte Brot mit einem Stück Speck dazwischen obendrauf. Nelli schaute ihn zum ersten Mal offen mit ihren großen Augen an, errötete und dankte leise. Sascha schaute sich verstohlen um, legte den Schöpflöffel in den Kessel, schnallte den Soldatengürtel auf und holte unter dem Mantel ein Paar alte, versohlte Filzstiefel heraus, schob sie in den Waggon und flüsterte: „Für dich!“ Lydia schnappte sich die Filzstiefel und schob Nelli Richtung Ofen: „Los, zieh sie an!“ Die Lehrerin nickte dem Soldaten anerkennend zu: „Gut gemacht, Junge!“ Lydia drehte sich um: „Dafür bekommst du von jeder von uns einen Kuss. Und von Nelli drei. Und ich fang an!“ Sascha errötete über beide Ohren, nahm den leeren Kessel und eilte zum Kopf des Zuges. Nelli weinte vor Dankbarkeit und Freude.

In den Filzstiefeln waren noch ein paar Strümpfe drin, drei Stück Zucker und ein Brieflein. Sascha schrieb, dass er die Filzstiefel für ein Laib Brot an einer Station eingehandelt habe, Nelli solle auf sich aufpassen und er würde sich freuen, wenn sie ihm schreiben würde an die Adresse seiner Eltern, diese würden es an ihn weiterschicken. Er müsse wahrscheinlich gleich an die Front, wenn sie an Ort und Stelle sind. Nelli drückte den Brief an die Brust und legte ihn dann in die Manteltasche. Die Lehrerin meinte: „Lerne ihn lieber auswendig! Man weiß ja nie...“ Mathilde drückte ihr die Schüssel mit Kascha in die Hand: „Esse jetzt endlich, sie ist schon ganz kalt!“

Nach einer Weile wurden die Türen der Waggons wieder aufgeschoben. Man hörte Kommandos: „Aussteigen! Alle raus! Vor den Waggons bleiben, sich nicht weiter als zehn Meter vom Waggon entfernen!“ Sascha strahlte sie an: „Steigt aus! Wir werden heute lange stehen.“ Die Frauen hüpfen aus den Waggons in den Schnee. Es war schon nicht mehr so kalt und es fing an zu schneien. Erst standen alle vor den Waggons, hüpfen von einem Fuß auf den anderen, um sich aufzuwärmen. Die Soldaten sammelten sich in kleine Grüppchen und rauchten. Es schneite immer mehr.

„Bald ist Weihnachten“, dachte Mathilde. Sie nahm eine Handvoll Schnee, drückte ihn zusammen – Pappschnee! Perfekt für einen Schneemann. Sie machte eine Kugel, die anderen schlossen sich an. Der Schneemann war im Nu fertig. Das löste solche freudige Stimmung aus, dass die Frauen übermütig wurden. Bald flogen schon die ersten Schneebälle auf einander. Lachend und kreischend, rannten sie im Kreis und warfen Schneebälle. Sascha bekam auch einige ab. Er schob seine Flinte auf den Rücken, machte einen Schneeball und warf ihn gegen Nelli, Nelli lachte und schoss zurück. Dora und Mathilde machten sich zuerst einen Haufen Bälle, die sie sich zu Füßen legten, dann fing sie ihren Beschuss an.

(Fortsetzung auf Seite 11)



Vorbereitet von Erna BERG

# Mathilde

„Wenn diese schweigen werden, so werden die Steine schreien.“

(Lukas 19,40)

(Fortsetzung von Seite 10)

Ein Grüppchen Soldaten beobachtete das Treiben der jungen Frauen und lachten: „Na die Deutschen sind ganz schön temperamentvoll!“ Der Grobschlächtere grinste anzüglich: „Ich hätte nichts dagegen, das Temperament einiger von denen in der Nacht zu testen.“

Ein großer, schlaksiger Bauernbursche staunte: „Sind das wirklich Deutsche? Woher kommen die denn?!“ - „Na woher denn! Direkt aus Deutschland“, meinte der sommersprossige Witzbold, den alle Balabolka nannten, ernst. „Ja, wo ist Deutschland und wo sind die!“ Balabolka zwinkerte den anderen zu und ließ sich auf eine lange Erklärung ein: „Weißt du, Foma, das war der schlaue Plan von Hitler. Er trennte alle Frauen von den Männern und schickte die Frauen in den wildesten Osten, sozusagen an den Arsch der Welt.“ - „Wozu?“, staunte Foma.

„Na wie verstehst du es nicht! Die Männer schickte er in den Krieg und da sie bestrebt sind, so schnell wie möglich sich mit ihren Frauen zu vereinigen, kämpfen sie wie die Wilden. Hast doch schon gehört von dem Blitzkrieg? Die Frauen sind Hitlers Geheimwaffe! Deswegen hat er schon halb Europa erobert. Aber nicht mit uns! Wir haben seine Taktik durchschaut. Wir haben uns die Weiber geschnappt und bringen sie jetzt in den wilden Westen - an den anderen Arsch der Welt. Da drehen die Fritzen doch gleich um und überrennen sogar ihren Hitler!“ Die Soldaten beobachteten den verdatterten Foma und brüllten vor Lachen. Foma verstand endlich, dass er verarscht wurde, spuckte verärgert in den Schnee, schnappte sich sein Gewehr und stampfte an den Kopf des Zuges.

Erst am späten Abend kam das Kommando: „Alles einsteigen!“ Sascha schob die Tür zu. Im Waggon war jetzt frische Luft, aber sehr kalt. Bald wurde die Tür wieder aufgeschoben und Sascha reichte den Frauen Holzschelte von einem mit Brennholz beladenen Schlitten. Sascha arbeitete schnell, die Frauen nahmen das Holz ebenso schnell entgegen und ließen es im Waggoninneren verschwinden. Der Kutscher schrie: „Es reicht!“ Aber Sascha rannte noch ein Stückchen hinter dem Schlitten her und holte noch einen Armvoll runter. Er reichte den Frauen die letzten Scheiten: „Und jetzt heizt den Ofen ein. Gute Nacht, Mädels!“, er schob die Tür zu und verriegelte sie. Der Zug stand noch die ganze Nacht, erst als der Himmel am Horizont anfang sich aufzuhellen, setzte er sich rückartig in Bewegung.

Noch drei Tage und drei Nächte waren sie unterwegs. Am Morgen des vierten Tages stiegen sie an einem Abstellgleis aus den Waggons. Nelli reckte den Hals, suchte nach Sascha, aber er war nirgends zu sehen. Die Frauen mussten sich in Kolonnen ordnen und wurden durch die Stadt geführt, begleitet von bewaffneten Soldaten. Niemand wusste, wo sie sind. Gertrude, die neben Mathilde ging, flüsterte: „Ich glaube, wir sind in Molotow. An einem Schuppen am Bahnhof stand irgendwas mit „Molotowski“, der Rest war von einem Lastwagen verdeckt.“ „Ich verstehe nicht warum man uns bewacht. Was sind wir Verbrecher!“, flüsterte Mathilde zurück. „Wir wurden ja schon den ganzen Weg bewacht“, schloss sich Emily an. „Das waren doch nur Begleitensoldaten und die meisten waren doch auch ganz nett.“

„Gespräche einstellen!“, herrschte sie ein Soldat an. Die Frauen verstummten erschrocken. Das Marschieren in der engen Kolonne strengte sehr an. Nach zwei-drei Stunden Fußmarsch kamen sie an einen hohen Zaun mit Stacheldraht und Wachtürmen. Mathildes Herz zog sich zusammen: „Was soll das? Ist das ein Gefängnis?“ Die Frauen schauten sich entrüstet an, trauten sich aber nicht irgendwas zu sagen. Hinter dem Zaun waren fünf lange Baracken. Man hörte lautes Hämmern, Sägegeräusche. Die Zimmermänner waren mit dem Einbau der Pritschen noch nicht fertig. Irgendwelche Männer liefen



Mathilde mit Neffen Adolf und Julius Fischer.

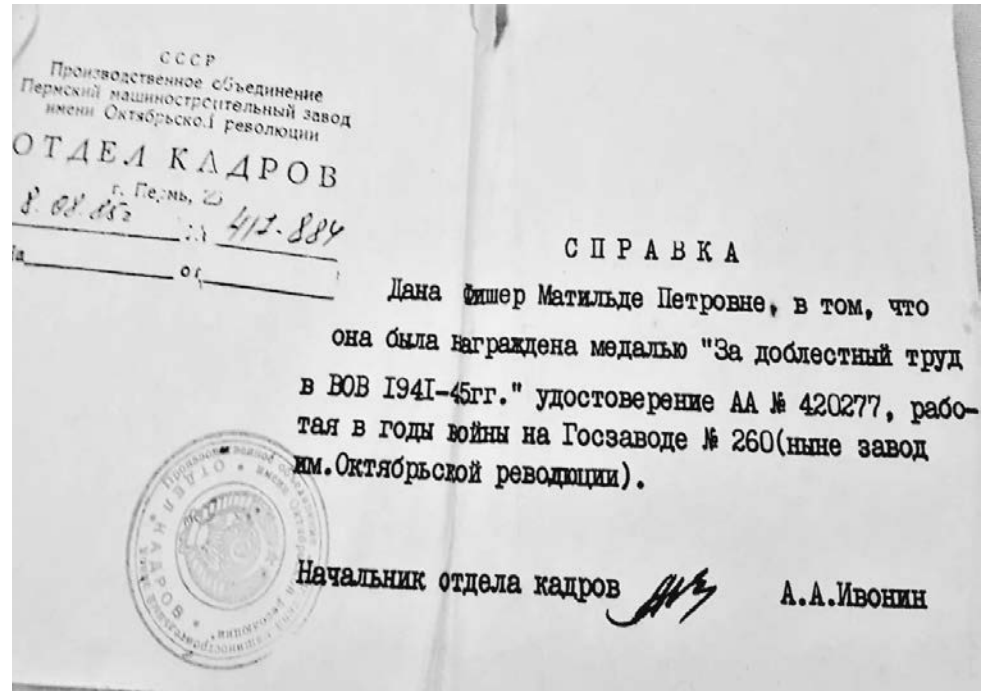
schimpfend hin und her. Die zwei Lastwagen mit den Säcken und den Bündeln der Frauen waren schon eingetroffen. Die Soldaten luden das Gepäck ab und stellten es entlang des Zaunes.

Endlich trat ein kräftiger Mann in Uniform vor die Kolonne und erklärte, dass die Frauen jetzt auf die Baracken verteilt werden. Er las laut die Namen vor, die Frauen mussten vortreten und wurden dann zur jeweiligen Baracke geführt. Mit den deutschen Namen hatte der Vorsteher seine Schwierigkeiten - nicht immer erkannten die Frauen ihren eigenen Namen. Der Mann ärgerte sich und fluchte. Der Name „Trupp“ weckte seinen Humor: „Первый раз вижу живой труп! (Eine lebendige Leiche (труп = Leiche) sehe ich zum ersten Mal!)“ Die Soldaten kicherten. Allgemeine Heiterkeit riefen die Namen Job und Jibben in der Aufführung des Natschalniks hervor. Er selber lachte Tränen: „И кто же вас такими фамилиями наградил?! (Wer hat denn euch mit solchen Familiennamen beschert?!)“ Kaum hatten sich alle beruhigt, kam der nächste Zungenbrecher - Herbersdorf. „Хер-бр-двор... Хер-без-дров. Тьфу, язык сломаешь! Так где же эта Хербездров? (Хер-бр-двор, Хер-бес-дров. Фу, да брочит man sich ja die Zunge! Wo ist denn dieser Cherbessdrof!)“ Die Soldaten kugelten sich vor Lachen.

Als alle auf die Baracken verteilt waren, durften die Frauen ihre Sachen in ihren Baracken in eine Ecke stellen und wurden in die Banja gebracht. Sie freuten sich, sich mal wieder waschen zu dürfen. Wegen fehlender Hygiene während des Transports, hatten sich auch schon Läuse verbreitet. In einem großen Vorraum mussten sie sich entkleiden. Die Jacken, Mäntel und Tücher wurden auf großen Ringen gehängt und in die Desinfektionskammer geschickt. Mathilde erschrak - was wird jetzt mit ihrem Geld passieren! Aber tun konnte sie ja sowieso nichts.

Eine ältere Frau in einem dreckigen Kittel und Gummistiefel teilte Seife und Handtücher aus. Dann stellte sie einen großen Eimer mit stinkendem Zeug in die Mitte des Raumes und erklärte was. Gertrude übersetzte - das ist gegen Läuse, alle sollen es ins Haar reiben, 15-20 Minuten warten, dann das Haar gut waschen. Alle machten es. Nach einer halben Stunde durften sie in die Banja. Es war ein riesiger Raum, durchzogen von Wasserrohren in denen Löcher waren, durch die Wasser floss.

In der Banja war es nicht heiß, wie es eigentlich in einer Banja sein sollte. Die Frauen froren, schrubbten sich aber gründlich den Dreck der langen Reise ab. Die Frauen merkten gar nicht, dass sie von oben von Soldaten beobachtet wurden. Erst als eiskaltes, dann wiederum heißes Wasser aus den Löchern



Mit einer vierzigjährigen Verspätung erreichte Mathilde ihre Auszeichnung.

Die Bescheinigung der Kaderabteilung des Maschinebauwerks Perm vom 8.8.1985 bestätigt: Ausgestellt für Fischer Mathilde Petrowna, dass sie für ihren Arbeitseinsatz in den Kriegsjahren im Staatlichen Betrieb Nr. 260 (heute Maschinenbauwerk namens Oktoberrevolution) mit der Medaille „Für heldenmütige Arbeit im Großen Vaterländischen Krieg 1941-45“ ausgezeichnet wurde.

kam, schauten sie nach oben. Die Soldaten leisteten sich einen Jux, indem sie das Wasser heiß bald kalt machten. Die Frauen kreischten, die Soldaten lachten. Eine ganze Stunde hat man sie in dieser Banja gehalten.

Dann wurden an sie weißgraue Steppjacken verteilt und sie durften sich in den Baracken einquartieren. Jeder wurde eine Pritsche zugewiesen. Alle waren so entsetzlich müde, dass sie keine Kraft mehr hatten, miteinander zu sprechen. Die Baracke versank in einen traumlosen, tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen wurde ihre Kleidung aus der Desinfektionskammer gebracht. Als erstes tastete Mathilde den Saum ihres Mantels ab - Gott sei Dank! Das Geld war da.

Danach wurden sie wieder in eine Kolonne aufgestellt - am Kopf und am Schluss der Kolonne bewaffnete Soldaten mit Schäferhunden. Der vordere Soldat drehte sich um und erklärte laut und deutlich: „Шар влево, шар вправо - считается побегом! Стреляем без предупреждения! (Ein Schritt nach links, ein Schritt nach rechts - wird als Flucht gesehen. Es wird ohne Vorwarnung geschossen!)“ Diesen Spruch brachte man jedes Mal, wenn man sie auf die Arbeit und von der Arbeit führte. Mathilde kannte diesen Spruch auswendig, wie „Vaterunser“, bis zu ihrem Tod.

Im Werk hielt der Direktor eine Rede. Unter anderem sagte er, dass auf keinen Fall darüber geredet werden darf, was produziert wird, auch nicht untereinander. Würde man es tun, würde es als Verrat betrachtet und derjenige käme vors Kriegsgericht.

Drei Tage hat man die Frauen angeleert. Mathilde arbeitete in der Halle Nr. 6 an einer Maschine mit dem Namen „Konas“. Sie hatten einen 12-stündigen Arbeitstag. Eine Woche Nachtschicht, eine Tagesschicht. In den Hallen war es sehr laut. Die Arbeit war schwer, verlangte große Konzentration. Nach der Schicht waren die Frauen hundemüde.

Aber auch der Weg zur Arbeit und von der Arbeit war für sie eine Qual. Sie wurden als Faschisten beschimpft, Kinder und Halbwüchsige bewarfen sie mit Steinen, beschimpften sie mit schlimmen Flüchen. Und die Frauen durften sich nicht einmal wehren.

Aber einmal hat es Regine nicht ausgehalten. Sie war eine große, kräftige Frau. Blitzschnell schnappte sie sich einen besonders frech gewordenen Halbwüchsigen und ver-

sohlte ihm den Hintern. Die Frauen jubelten. Die Soldaten konnten gar nicht so schnell reagieren. Dafür kam Regine in den Karzer, aber die Frauen hatten einen Augenblick der Genugtuung erlebt.

Den ersten Monat sanken die Frauen nach der Schicht entkräftet auf die Pritschen und wollten nur noch eins - schlafen. Dann nahm die Jugend das seine - sie hatten sich an die Arbeit angepasst, nahmen sich Zeit, um miteinander zu reden, Briefe zu schreiben, Wäsche zu waschen. Manchmal wurden sogar Witze erzählt - das Lachen tat gut. Auch die Erinnerungen an zu Hause wärmten das Herz, aber ließen auch Tränen fließen. Das Heimweh war so riesig und schmerzhaft, dass die Frauen alles gegeben hätten, um wieder ihre Lieben zu sehen, um wieder zu Hause zu sein.

Besonders schwer hatten es die Frauen, die ihre Kinder zurücklassen mussten. Mathildes einziger Sohn war vor einem Jahr an Scharlach gestorben, es war eine Wunde, die nicht heilen wollte, aber sie wusste wenigstens, wo er ist. Viele Frauen mussten ihre Kinder bei Verwandten oder gar Fremden unterbringen. Aber viele hatten auch diese Möglichkeit nicht - die Kinder blieben ganz alleine zurück und die Mütter konnten nur hoffen, dass die älteren Kinder es irgendwie schaffen, sich und die Geschwister durchzubringen, dass sich eine gute Seele findet, die ihnen beisteht.

So musste Rosa, die am Anfang des Krieges aus der Wolgarepublik nach Sibirien deportiert wurde, ihre 12-jährige Tochter mit zwei jüngeren Kindern, acht und fünf Jahre alt, in einem fremden Dorf lassen. Der Vorsitzende hat zwar versprochen, sich um die Kinder zu kümmern, aber bis jetzt hat sie noch keine Nachricht von ihnen bekommen, obwohl sie an die Kinder und auch an den Vorsitzenden geschrieben hatte. Anna, die ihren vierjährigen Sohn in der Familie ihres Onkels lassen musste, blutete auch das Herz, da sie wusste was für eine falsche Schlange die Frau des Onkels war. Diese Frauen bauten als erste ab. Bei ihnen war es nicht nur die schwere Arbeit, das schlechte Essen, die Erniedrigungen, sondern auch die ständigen Sorgen, Kummer und Bange, um die zurückgebliebenen Kinder.

Nach „Volk auf dem Weg“  
Fotos: Privatarchiv von Valentnita BOLZ

(Fortsetzung folgt)

Vorbereitet von Erna BERG

# Zur Namengebung mancher deutscher Dörfer im Altai

In diesem Beitrag möchte ich die Namengebung der Dörfer behandeln, die ehemals zum Amtsbezirk Orloff der Altairegion gehörten und von Deutschen, Trägern des niederdeutschen Dialekts, gegründet wurden. Nicht behandelt werden dabei die Gruppen der Dörfer Gljaden, Tschajatschi, Paschnja, Swistunowo und Bas-Agatsch, die außerhalb des ehemaligen Amtsbezirks Orloff lagen.

Die Übersiedlung der Deutschen in die Altairegion fand in der Zeit der Stolypin-Reform nach der Übergabe der freien Ländereien im Distrikt Altai des Gouvernements Tomsk den Übersiedlern statt. In den Jahren 1906-1908 hatte man in der Kulundasteppe dazu 600 000 Desjatinen zugewiesen. Sehr intensiv verlief die Übersiedlung der Deutschen hierher in den Jahren 1907-1909, sie dauerte bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges an. Der Amtsbezirk Orloff selbst war am 1. Januar 1910 aus 21 Siedlungsrevieren des Amtsbezirks Topolinski und fünf Revieren des Amtsbezirks Alexandrowski gegründet worden.

Siedlungsrevier	Fläche in Desjatinen
Barski Log	3873
Besimjanny Log	4170
Wyssokaja Griwa	2717
Golenki	1450
Grischkowka	1880
Degtjarka	1895
Djagilewski Nr. 2	1871
Sajatschi Log	5205
Iwanow Log	4631
Karatal	1535
Karlowka Nr. 8	1230
Koltschanowski	1319
Kruglenki	1620
Kussak	3132
Malenki	953
Malkowski	2043
Malyschewski	1681
Markowka	2138
Perekrostny	1700
Petrowka	1645
Protassow Log	3304
Redkaja Dubrawa	4069
Skljarowka	1688
Stepnoj	1857
Stupin Log	3145
Tschertjosh	2605

In den nachfolgenden Jahren vollzog sich die Zusammenfassung der von den Deutschen katholischen Bekenntnissen gegründeten Dörfer zum Amtsbezirk Nowo-Romanowka:

Dorf	Siedlungsrevier
Reichenfeld, Olgafeld	Barski Log
Heidelberg, Liebental	Sajatschi Log
Nikolaifeld	Koltschanowski
Alexanderheim	Kruglenki
Blumental	Malenki
Neu-Prischib	Milkowski
Rosenfeld	Malyschewski

In den verbliebenen 19 Siedlungsrevieren gründeten Niederdeutsche (Mennoniten) folgende Dörfer:

Orloff, Rosenhof, Friedensfeld	Besimjanny Log
Hochstadt, Ebenfeld	Wyssokaja Griwa
Landskrone	Golenki
Alexanderfeld	Grischkowka
Schönwiese	Djegtjarka
Nikolaifeld, Schönsee	Djagilewski Nr. 2
Nikolaipol, Schöntal, Rosenfeld	Iwanow Log
Karatal	Karatal

Schönau	Karlowka Nr. 8
Alexanderkron, Halbstadt	Kussak
Markowka	Markowka
Chortitza	Perekrostny
Lichtenfeld	Petrowka
Alexejfeld, Protassowo, Reinfeld	Protassow Log
Blumenort, Gnadenheim, Kleefeld	Redkaja Dubrawa
Wiesenfeld	Stepnoj
Gnadenfeld, Tiege	Stupin Log
Alexandrowskij	Skljarowka
Grünfeld	Tschertjosh

Im Jahre 1916 zählte der Amtsbezirk Orloff schon 34 Siedlungen; zu den oben genannten waren Schumanowka, Berjosowka und Tschernowka hinzugekommen.

Die Umsiedler, die diese Dörfer in der Kulundasteppe gründeten, stammten aus den Kolonien an der Molotschna (den Amtsbezirken Halbstadt und Gnadenfeld im Landkreis Berdjansk, Gouvernement Taurien) und aus den Chortitzer Kolonien (Amtsbezirk Chortitza, Landkreis Alexandrowsk, Gouvernement Jekaterinoslaw), einschließlich aus ihren Tochterkolonien.

Die Zahl der Siedler wird auf etwa 1200 Familien geschätzt, der Anteil der aus Chortitza Stammenden betrug etwa 200 Familien.

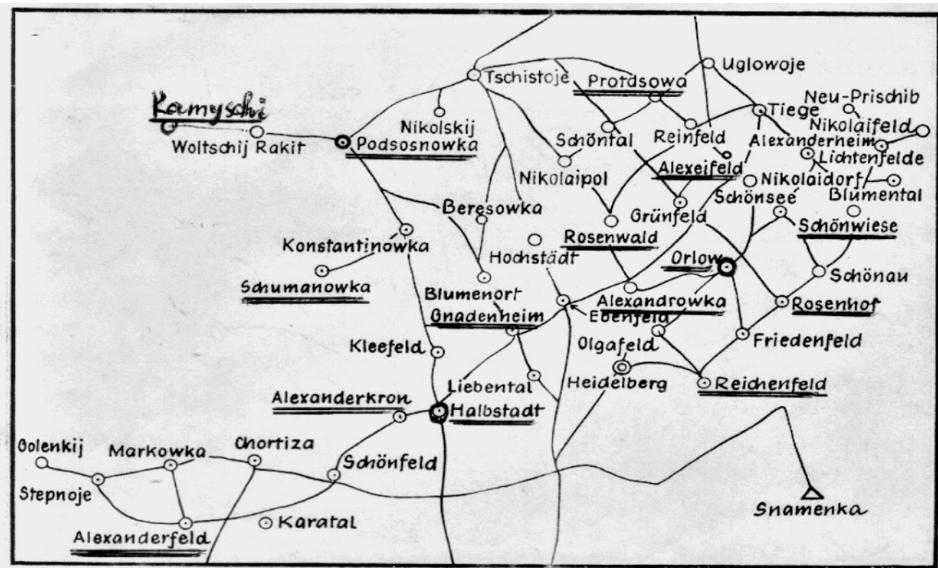
Eine wichtige Rolle bei der Organisation der Umsiedlung der Mennoniten in die Kulundasteppe spielten die Leute aus der Ansiedlung Sagradowka im Landkreis Cherson, Gouvernement Cherson, die aus 17 Dörfern bestand und in der ersten Hälfte der 1870er Jahre von Umsiedlern aus den Kolonien an der Molotschna gegründet worden war. In den Jahren 1906-1912 übersiedelten aus dieser Ansiedlung 1847 Personen, darunter 1726 Personen in das Gouvernement Tomsk.

Die übrigen Mennonitenkolonien auf der Krim, in den Gouvernements Orenburg und Samara sowie in Baschkirien usw. lieferten nur einen geringen Prozentsatz von Umsiedlern.

Die Plattdeutsch sprechenden Mennoniten zeigen im Laufe ihrer ganzen Geschichte Anhänglichkeit an die Namen der Dörfer, in denen ihre Vorfahren noch in den 16.-18. Jahrhunderten in Westpreußen lebten, sowie an einige in der Ukraine neuentstandenen Namen von Mutterkolonien. Diese Dorfnamen haben sie nicht nur in das Innere des Russischen Reiches, sondern später auch nach Nord- und Südamerika mitgebracht. Zu den Dorfnamen im Amtsbezirk Orloff gehörten Orloff, Halbstadt, Schönau, Schönsee, Schönwiese und Lichtenfeld. Eine Reihe von Dorfnamen im Amtsbezirk Orloff ging auf die Namen von Kolonien der Ansiedlung Sagradowka zurück:

Sagradowka	Amtsbezirk Orloff
Alexanderkron	Alexanderkron (Kussak)
Alexanderfeld	Alexanderfeld (Grischkowka)
Blumenort	Blumenort (Podsneshnoje)
Gnadenfeld	Gnadenfeld (Mirnoje)
Friedensfeld	Friedensfeld (Lugowoje)
Neu-Schönsee	Schönsee (Sineosjornoje)
Neu-Halbstadt	Halbstadt (Nekrassowo)
Nikolaifeld	Nikolaifeld (Djagilewka)
Orloff	Orloff
Reinfeld	Reinfeld (Tschistoje)
Schönau	Schönau (Jasnoje)
Tiege	Tiege (Uglowoje)

Natürlich kann man auf Grund dessen nicht schlussfolgern, dass das jeweilige Dorf im Altai gerade von Übersiedlern aus Sagradowka gegründet wurde. Aber in manchen Fällen war es gerade so. Im Jahre 1909 wanderten aus Alexanderfeld (Sagradowka) 174 Personen



Die deutschen Siedlungen bei Slawgorod (Ausschnitt aus der Karte).

aus, und 1910 wurde im Altai ein Dorf gleichen Namens gegründet. Es sei betont, dass der Älteste des Amtsbezirks Orloff J. A. Reimer war, der vorher dieses Amt einige Jahre in Sagradowka ausgeübt hatte. Die anderen Dörfer bildeten keine Ausnahme: Fast alle ihre Namen lassen sich unter den Siedlungen im Süden Russlands antreffen.

1. Alexanderfeld war eine Tochterkolonie im Amtsbezirk Halbstadt des Landkreises Cherson, Gouvernement Cherson.

2. Chortitza war eine der ersten acht Siedlungen, die von Mennoniten in Russland im Jahre 1789 gegründet wurden, so benannt nach der nahen im Dnepr liegenden Insel.

3. Ebenfeld war eine Tochterkolonie im Bezirk Halbstadt des Landkreises Dshankoi im Gouvernement Taurien.

4. Gnadenheim - eine Kolonie im Bezirk Halbstadt, gegründet 1821 im Landkreis Berdjansk, Gouvernement Taurien.

5. Grünfeld - eine Tochterkolonie im Bezirk Chortitza, gegründet 1874, Kreis Werchnedneprowsk, Gouvernement Jekaterinoslaw.

6. Landskrone - eine Kolonie des Bezirks Halbstadt, gegründet 1839, Kreis Berdjansk, Gouvernement Taurien.

7. Lichtenfeld - eine Kolonie des Bezirks Halbstadt, gegründet 1818, Kreis Berdjansk, Gouvernement Taurien.

8. Rosenhof - eine Tochterkolonie des Bezirks Chortitza, gegründet 1868, Kreis Alexandrowsk, Gouvernement Jekaterinoslaw.

9. Schöntal - Tochterkolonie des Bezirkes Chortitza, gegründet 1838, Kreis Mariupol, Gouvernement Jekaterinoslaw.

10. Schönwiese - eine Kolonie des Bezirks Chortitza, gegründet 1797, Kreis Alexandrowsk, Gouvernement Jekaterinoslaw.

11. Wiesenfeld - Tochterkolonie des Bezirks Halbstadt, gegründet 1880, Kreis Pawlodar, Gouvernement Jekaterinoslaw.

12. Kleefeld - eine Kolonie des Bezirks Halbstadt, gegründet 1854, Kreis Berdjansk, Gouvernement Taurien.

13. Nikolaipol - Tochterkolonie des Bezirkes Chortitza, gegründet 1892, Kreis Bachmut, Gouvernement Jekaterinoslaw.

Die Dörfer Markowka, Karatal und Protassowo bekamen gleiche Namen der Siedlungsreviere, auf denen sie gegründet wurden.

Die Bezeichnung Alexandrowka trifft man unter den Mennonitendörfern ziemlich oft. Die Dörfer wurden sowohl zu Ehren der zwei russischen Zaren Alexander I. und Alexander II. benannt. In den Regierungsjahren des ersten waren Mennonitensiedlungen im Bezirk Halbstadt gegründet worden, und in den Regierungsjahren des anderen war die Frage des Militärdienstes der Mennoniten und seine Ersetzung durch den Dienst in den Förstereien entschieden worden.

Eine eigene Geschichte hat das Dorf Schumanowka. Im Jahre 1911 besuchte Nikolai Karlowitsch Schumann im Bestande der Kommission, die die Lage der Neusiedler im Gebiet Tomsk inspizierte, den Bezirk Orloff. Er war Leiter der Abteilung für Übersiedlung und Landeinrichtung im Gouvernement Tomsk. Auf Ersuchen von J.A. Reimer hatte Nikolai Schumann angeordnet, dem Bezirk ein Landquantum von 2000 Desjatinen zuzuteilen, auf dem im selben Jahr 1911 das Dorf Schumanowka

gegründet wurde. Leider konnte die Entstehung der Namen von zwei Dörfern - Berjosowka und Tschernowka nicht geklärt werden.

Die deutschen Bezeichnungen der Dörfer bestanden bis 1914, bis auf Anordnung des Innenministers ihre Umbenennung vorgenommen wurde. Alle Siedlungen und Bezirke, die deutsche Bezeichnungen hatten, wurden in russische umbenannt.

Im Allgemeinen stützen sich die russischen Namen auf die Bezeichnungen der Siedlungsreviere, in denen die jeweiligen Dörfer lagen:

Alexanderkron	Kussak
Alexanderfeld	Grischkowka
Gnadenheim	Redkaja Dubrawa
Grünfeld	Tschertjosh
Hochstadt	Wyssokaja Griwa
Lichtenfeld	Petrowka
Landskrone	Golenki
Nikolaifeld	Djagilewka
Tiege	Uglowoje
Wiesenfeld	Stepnoj

Ein Teil der Dörfer wurde durch die Übersetzung der deutschen Bezeichnung ins Russische umbenannt:

Ebenfeld	Rownopol
Reinfeld	Tschistoje
Rosenwald	Lesnoje
Halbstadt	Polgorod
Schönsee	Sineosjornoje
Alexejfeld	Polewoje

Eine Reihe von Dörfern bekam Namen, die keine direkte Beziehung zur Bezeichnung des Siedlungsreviers oder zu den deutschen Namen hatten:

Blumenort	Podsneshnoje
Friedensfeld	Lugowoje
Gnadenfeld	Mirnoje
Nikolaipol	Nikolskoje
Rosenhof	Dworskoje
Schönau	Jasnoje
Schöntal	Krasny Dol
Kleefeld	Krasnoje

Die ziemlich plump klingende Bezeichnung „Polgorod“ (aus dem deutschen „Halbstadt“) konnte man in der Literatur sogar am Ende der 1920er Jahre antreffen.

Nach der Errichtung der Sowjetmacht in Sibirien mit ihren Leninschen Prinzipien bezüglich der nationalen Frage wurden die deutschen Namen der Siedlungen wiederhergestellt. Mit der Abkehr von diesen Prinzipien Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre vollzog sich eine zweite Umbenennung der deutschen Siedlungsnamen in russische, diesmal ohne jegliches offizielles Bekanntwerden.

Viktor FEER  
Aus den RF/zfd Archiven



Vorbereitet von Erna BERG

# Rund um die drei Wintermonate

Hallo, liebe Kinder!

Ab dieser Nummer werden wir in jeder Sonderausgabe der „Zeitung für Dich“ Lese- und Lehrstoff über die Jahreszeiten und jeden Monat des Jahres bringen. Als Erstes ist der Winter dran. Das ist eine Jahreszeit, in der wir die schönsten Feiertage um Weihnachten und Neujahr begehen und in der es die langersehnten Winterferien für alle Schüler gibt. Da hat ein Jeder seine Freude. Die einen rodeln gern, andere finden Spaß am Schlilaufen, die dritten verbringen viel Zeit auf der Eisbahn. Und wie lustig sind die Schneeballschlachten und andere Spiele im Freien! Also wünschen wir allen viel frohe und interessante Erlebnisse in der schönen Winterzeit. Und schreibt uns dann darüber, wie ihr die Zeit verbrachten, was ihr in den Ferien unternahmt. Wir freuen uns auf jeden Brief, ob in russischer oder deutscher Sprache geschrieben.

Die Redaktion der „KINDERECKE“

## DER DEZEMBER

Wir grüßen dich, Dezember, dich, den ersten Wintermonat! Du bringst uns viel Schnee und damit auch viel Freude. Am lautesten freuen sich die Kinder, die jetzt mit Skiern und Schlitteln ins Freie ziehen können. Aber auch unsere Felder freuen sich, denn nun liegen sie unter einer warmen weißen Schneedecke, und wenn diese Decke recht dick ist, wird dann der Boden im Frühjahr mit viel Schmelzwasser getränkt sein.

Der Himmel ist dicht mit grauen Wolken verhangen. Der Schnee fällt immer häufiger, und bald liegen in den Gärten, auf den Feldern und in den Wäldern hohe Schneewehen. Auch der Frost wird mit jedem Tag strenger.

Der 22. Dezember ist der kürzeste Tag des Jahres, dem die längste Nacht folgt. Vom 24. Dezember an werden die Tage wieder um 2-3 Minuten länger und die Nächte kürzer. Still ist der Dezemberwald. Die Bäume sind in prächtiges Weiß gehüllt. Die Vogelstimmen erklingen jetzt ganz selten. Mal ist das die Meise, die ihr Stimmchen kurz vernehmen lässt, oder man hört den Specht pochern. Die Vögel haben jetzt andere Sorgen. Sie suchen sorgfältig nach Nahrung.

Es ist schwer, durch den verschneiten Wald zu gehen, denn man versinkt mit den Beinen im Schnee bei jedem Schritt. Aber man kann im Winter interessante Dinge gewahren. Zum Beispiel Nester der Kreuzschnäbel. Jedes Nest hat eine Doppelwand. Wozu? Der Kreuzschnäbel ist der einzige Vogel in der mittleren Zone, der seine Jungen im Winter ausbrütet. Mögen Wind und Wetter noch so wüten, die Jungen des Kreuzschnabels haben es im Nest trotzdem warm.

In den Talsenken und Schluchten haben sich Elche zeitweilige Quartiere eingerichtet. Wenn sie an den Espen, Tannen und Purpurweiden alle jungen Triebe abgefressen haben, suchen sie sich eine andere Bleibe, wo sie sich ernähren und gleichzeitig wohnen können. Ihre ärgsten Feinde sind im Winter die Wölfe.

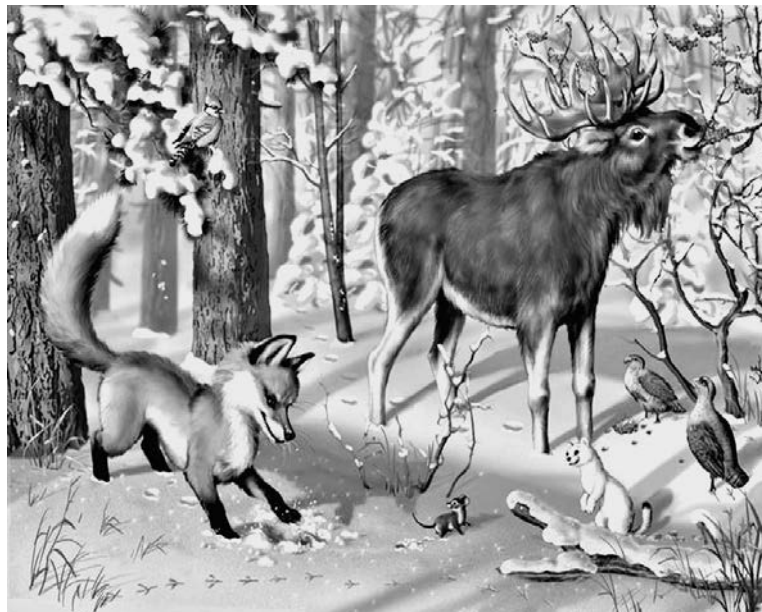
Nachts streunen hungrige Füchse oft an Waldrändern und auf den Feldern umher. Im Winter ernähren sie sich hauptsächlich von Feldmäusen, die sie sehr geschickt unter dem Schnee aufspüren. Manchmal finden sie auch erfrorrene Vögel oder stoßen auf blutige Reste von Wolfslagen. Bären, Dachse und Murmeltiere schlafen fest in ihren Höhlen. Die Mäuse hingegen sind auch im Winter sehr geschäftig. Sie ernähren sich von grünen Grashalmen, von Körnern und Wurzeln, die sie unter dem Schnee finden. Nicht selten kommen sie während der Nahrungssuche an die Oberfläche und fallen dann den Käuzen zum Opfer.

Denkt also nicht, im Winter schlafe alles. Wenn ihr euch aufmerksam umseht, werdet ihr in dieser winterlichen Stille ein reges Leben entdecken.

## DER JANUAR

Der Januar ist der kälteste Monat des Jahres. In tiefem Winterschlaf liegt in diesem Monat die Natur. Das Eis auf den Flüssen und Seen ist fest wie nie, und in den verschneiten Wäldern scheint das Leben erstorben zu sein. Doch der Schein trügt. Unter dem tiefen Schnee verbergen sich Mäuse, Ratten, Wiesel und Iltisse. In dieser kalten Jahreszeit können wir sie deshalb nur selten auf der Oberfläche antreffen. Im Januar kommt es manchmal vor, dass sich Füchse und Wölfe ebenfalls tief in den Schnee wühlen, um auf solche Weise vor dem klirrenden Frost Schutz zu finden. Diese beiden starken klugen Raubtiere jagen den ganzen Winter hindurch. Die Füchse machen unter dem Schnee viele kleine Tiere ausfindig, fressen auch erfrorrene Vögel und jagen Hasen und kranke Elche. Die Wölfe wissen nur zu gut, dass bei solch harten Frösten kein Jäger in den Wald zieht. Deshalb trauen sie sich zuweilen in die Nähe von menschlichen Siedlungen und dringen sogar in Viehställe ein.

Sehr eigenartig verhalten sich im Winter die Rebhühner und Auerhähne. Sie lassen sich aus dem Flug in den Schnee fallen, um mit ihrem ei-



genen Körpergewicht die obere harte Schneeschicht einzudrücken und tief in den Schnee einzutauchen. Dort warten sie die kältesten Januartage ab. Die Meisen verlassen oft die Wälder und siedeln in Dörfern und Städte über: Dort ist es bedeutend wärmer, und es gibt mehr Futter.

Den Bären, Igel und Dachsen kann der Winter nichts anhaben. Sie schlafen fest in ihren warmen Höhlen und zehren an ihren Fettpolstern, die sie sich in warmen Jahreszeiten angefrassen haben.

In Seen und Flüssen schlafen tief auf dem Grund die Fische. Weil die Gewässer von einer dicken Eisschicht überzogen sind, gibt es im Wasser zu wenig Sauerstoff, und aus Mangel daran kommen im Winter viele Fische um. Deshalb rate ich allen Anglern und Naturfreunden, Löcher ins Eis zu bohren oder zu schlagen, damit Sauerstoff ins Wasser kommt und die Fische atmen können.

Der Januar ist ein schöner Monat. Seht euch bloß richtig um. An eure Fenster hat der Frost wunderschöne Eisblumen gemalt. Wie fein sind sie. Und achtet mal aufmerksam darauf, wie alles zu glänzen und zu glitzern anfängt, wenn es der Sonne mal gelingt, am Himmel den Vorhang wegzuschieben. Friert es uns auch an den Füßen, wenn wir keine dicken Wollsocken anziehen, kneift der Frost uns auch in die Fingerspitzen, dennoch bringt der Januar uns auch Freude: die zweiwöchigen Winterferien. Mitte Januar können wir bereits feststellen, dass der Tag um eine halbe Stunde länger als am Jahresende geworden ist. Das Wunder, dass die Zeit dem Frühling entgegenzurennen beginnt, schenkt uns ebenfalls der grimmige Januar.

Ja, Winterferien sind eine schöne Zeit. Was man da so alles anstellen kann. Skier, Schlitten und Schlittschuhe warten auf euch. Tobt euch aus im Schnee, trainiert fleißig für die künftigen Winterolympiaden, härtet euch ab. Viel zu schnell vergeht die Zeit, und die Wintersportzeit ist bald vorbei. Versäumt also nichts Fröhliches!

## DER FEBRUAR

Der Februar hat vom Volk viele Namen erhalten. Man nennt ihn der Starre, der Schneereiche, der Doppelgesichtige. Und alle diese Namen hat der tückische Februar zu Recht bekommen.

Im Februarwald scheint es, als ob alles wie im Januarwald sei. Ihr könnt aber, wenn ihr aufmerksam seid, viel Neues entdecken, was sich vom Januarleben im Wald unterscheidet.

Mal tobt Schneesturm und verweht alle Pfade, mal scheint hell die Sonne, und zwar so warm, dass der Schnee zusammenzusacken beginnt und die ersten Bächlein rieseln. Am nächsten Tag kann es aber wieder ganz anders aussehen: Ein Gewitter mit Schnee oder Regen tobt sich aus. Auch die Temperatur schwankt ständig. Ein warmer Tag wird urplötzlich von klirrendem Frost abgelöst, und das nicht nur in kalten Gegenden, sondern auch im Süden unseres großen Landes, am Schwarzen oder Kaspischen Meer zum Beispiel. Ich habe selbst einige Male erlebt, wie der eisigkalte Februarwind in Sotschi riesige Zypressen und in den Wäldern der mittleren Zone Kiefern- und Tannenbäume entwurzelte.

Im Wald kann man bereits Veränderungen beobachten, die auf den nahenden Frühling hinweisen. Die Tage

sind jetzt bedeutend länger geworden. Hie und da sieht man an den Bäumen Eiszapfen hängen. Die Stimmen der Vögel klingen im Februar froher, weil für viele Vögel der Februar der Anfang des Frühlings bedeutet. Sehr früh beginnen die Rabenkrähen mit der Renovierung alter oder dem Bau neuer Nester. Bis Ende Februar sind sie mit ihrer mühevollen Arbeit fast fertig. Viele Meisen kehren bereits aus ihren städtischen Winterquartieren in den Wald zurück. Hie und da lässt auch die Goldammer ihr helles Stimmchen erklingen.

Am Rande des Birkenwäldchens versammeln sich die Birkhühner. Sie verzehren die Birkenknospen und Kätzchen. Selbst von einem leichten Windstoß werden die Samen, die von den Vögeln nicht aufgepickt worden waren, von der Esche abgerissen und fliegen davon. Diese Samen kreisen im Winde und lassen sich schließlich auf den Schnee nieder. Nachdem der Schnee weggetaut ist, geraten sie in den Boden des Waldes und auch weit weg vom Wald, je nachdem, wohin sie der Wind getrieben hat. Wäre das nicht möglich, würden die Naturwälder nicht mehr existieren.

Am schlimmsten geht es zu dieser Zeit den Rebhühnern, weil sie mit ihren dünnen, schwachen Beinchen den harten Schnee nicht wegscharren können, um unter dem Schnee Nahrung zu finden. Und deshalb muss der Mensch für diese Vögel Futternäpfe bauen und ihnen damit zu Hilfe kommen.

An warmen Tagen taumelt manchmal der noch schlaftrunkene Dachs aus seiner Höhle, um sich ein wenig in der noch kalten, verschneiten Gegend umzusehen. Nachts kann man oft eine Art Gebell hören, das schwachem Hundegekläff ähnelt. So bellen die Fuchsmännchen. Die Füchse beginnen sich zu paaren. Und die Hasen werden sehr unruhig, weil auch für sie die Zeit der Hochzeiten immer näher rückt.

Alles Lebende im Wald wartet sehnsüchtig auf den Frühling. Doch nein, noch lässt sich der Winter manchmal nicht kleinkriegen. Mannshoch sind noch die Schneewehen im Wald, und der Frost knarrt noch oft grimmig in den Baumwipfeln. So zeigt der Februar sein Doppelgesicht. Ein Glück nur, dass er der kürzeste Monat des Jahres ist.

Alex REMBES

Aus dem Buch „Kalendergeschichten und Märchen“  
Bild: www.pinterest.ru

## Die Zwillingstannen

Ein Eichhörnchen saß auf einem hohen Baum und knabberte an einem Tannenzapfen. Zwei Samenkörner fielen heraus, der Wind erfasste sie und trug sie weit über den großen Wald bis zu einer kleinen Lichtung in der Nähe des Flusses. So wurden die Zwillingstannen geboren.

Sie waren Geschwister und dennoch grundverschieden. Die eine war schön und stolz. Sie reckte sich der Sonne entgegen und ließ ihre Schwester im Schatten. Jahraus, jahrein träumte sie von dem glücklichen Tag an dem sie das Neujahr zieren würde.

Die zweite Tanne war still und bescheiden. Die war darüber nicht gekränkt, dass ihre schöne Schwester ihr das Sonnenlicht wegnahm,

und sehnte sich nicht nach dem Schmuck und Flitter. Sie wollte einfach Mensch und Tier nützlich sein.

An einem Wintertag kamen zwei Menschen in den Wald. Der eine war ein Mann, der andere ein Junge. Der Mann trug ein Beil.

„Guck doch, Vater“, sagte der Junge und wies auf die bescheidene Schwester. „Wollen wir nicht diese Tanne nehmen?“

„Nein, Kind“, antwortete der Mann, „die andere ist schöner. Schau doch, wie buschig ihre Zweige sind.“

Der stolzen Tanne stockte das Herz vor Freude. Endlich sollte ihr Wunsch in Erfüllung gehen.

Der Mann holte mit dem Beil aus. Ein heftiger Schmerz durchzuckte

die Tanne, und der flaumige Schnee, der ihr Haupt wie ein weißes Tuch zierte, fiel langsam zu Boden. Sie hätte geschrien, so weh tat es, aber Tannen können nicht schreien. Manchmal knarren sie bloß leise.

Behutsam trug der Mann die Tanne ins Dorf, brachte sie in ein großes Zimmer und stellte sie dort auf. Lustige Mädchen kamen, setzten der Tanne einen roten Stern auf und schmückten sie mit goldenem und silbernem Flitter. Am Abend flammten in ihrer Ästen bunte Lichter auf. Viele Kinder strömten herbei, tanzten um die Tanne einen frohen Reigen und sangen lustige Lieder.

„Oh, wenn mich meine Schwester jetzt sehen könnte“, dachte die stolze Tanne. „Um wieviel glücklicher bin ich doch als sie!“

Die zweite Tanne blieb im Wald. Frostige Tage kamen, und eisige Winde schüttelten ihre Äste. Frierende Häschen und scheue Rehe suchten bei ihr Schutz. Tief zwischen ihren Wurzeln hatte sich ein stacheliger Igel ein Nest eingerichtet und schlief im Winterschlaf. Die bescheidene Tanne freute sich, dass sie vielen helfen konnte.

Tage vergingen. In einer Ecke des Hofes lag die stolze Tanne. Sie war sehr traurig, denn man hatte sie ihres Schmuckes beraubt. Niemand beachtete sie jetzt.

Kinder hatten einen Ausflug in den Wald gemacht, und als sie müde wurden, versammelten sie sich unter der bescheidenen Tanne zur Rast. Sie gab ihnen gerne ihre trockenen Zweige her,



die Kinder zündeten ein lustiges Lagerfeuer an und wärmten sich die erfrorrenen Hände. Die Tanne aber rauschte über ihren Köpfen. Sie war glücklich.

Woldemar HERDT  
Aus dem RF/ZfD-Archiv  
Bild:oir.mobi

Seite vorbereitet von Maria ALEXENKO

# Mein erster Heiligabend in der Verbannung

Und wieder ist diese wunder-volle Vorweihnachtszeit da – die Adventszeit. Der Zauber dieser Tage ist mir aus meiner frühen Kindheit in Usbekistan noch so präsent in Erinnerung, als ob es erst gestern gewesen wäre. Ich erinnere mich immer noch ganz genau an alle Details meiner ersten Weihnacht, die ich bewusst mitfeiern durfte.

Im fernen Kriegsjahr 1943 bin ich sechs Jahre alt. Wir leben bereits seit über einem Jahr in der Verbannung im usbekischen Kischlak (Dorf) Gischtly im mittelasiatischen Gebiet Buchara. Außer uns, meine Mutter und wir drei Schwestern, gibt es im Kischlak weder Russen noch Deutsche, überhaupt keine Fremden.

Mit den weihnachtlichen Vorbereitungen beginnen wir schon ganz früh. Weihnachtsbaumschmuck haben wir nicht, auch keinen Weihnachtsbaum bzw. Tannenbaum. Aus irgendwelchen Papierfetzen basteln wir Ketten und kleine Laternen. Da wir auch keine Farben haben, ist der selbstgebastelte Weihnachtsschmuck schmutzig-beige. Vom Baumwollfeld bringen wir einige Baumwollsträucher nach Hause – das soll unser Weihnachtsbaum werden.

Das Baumwollgestrauch ist braun, mit leeren braunen Baumwollkapseln auf den Zweigen. Dazu passt unser beigefarbener Papierschnuck nicht mal so schlecht. Heute würde man sagen – ein gelungenes Design. Die Zweige unseres improvisierten „Weihnachtsbaums“ schmücken wir zusätzlich mit Baumwolle, die mit Salz bestreut



Glückliche Weihnacht in Deutschland.  
Margarita Zyganowa mit Enkelinnen und einem Urenkel.

wird. Das „Kunstwerk“ erweckt den Eindruck, als ob Schneeflocken auf unser Bäumchen herunter gerieselt wären, der „Schnee“ glitzert sogar.

Die Mutter erzählt uns, dass wir bald ein Fest erwarten – die Geburt Christi, Gottes Sohn. Dass er alles sieht und alles über uns weiß, aber

über dieses Fest wissen in unserem Dorf nur wir Bescheid. Nur wir feiern unsere Weihnacht in diesem muslimischen Kischlak! Und wir tun das heimlich, mit verhängten Fenstern; das verleiht dem Fest erst recht den besonderen Zauber und das Gefühl des Geheimnisvollen, ein Gefühl, das immer noch – nach fast acht Jahrzehnten – in mir lebendig ist.

Wir leben mitten in der von Hunger geprägten Kriegszeit. Aber Geschenke werden für uns, mich und meine mittlere Schwester, trotzdem vorbereitet. Den Zauber der Wartezeit spüre ich heute noch hautnah.

Endlich haben wir den 24. Dezember – Heiligabend. Wir zwei, die Jüngsten, werden nach draußen geschickt. Unsere Mutter und die ältere Schwester bereiten die Weihnachtsgeschenke vor, die wir dann unter unserem Baumwoll-Weihnachtsbaum vorfinden werden. Wir sind so aufgeregt, dass wir kaum erwarten können, bis wir gerufen werden.

Der Himmel ist voller Sterne, hoch oben leuchtet ganz groß der Mond. Alles ist so zauberhaft und geheimnisvoll! Und dort ganz oben irgendwo im Himmel ist GOTT. In diesem Augenblick fühle ich mich irgendwie von Gottes Hand auserkoren, denn nur wir allein wissen, was in dieser Nacht geschieht. Und was finden wir wohl in den Tellern unter unserem improvisierten Weihnachtsbaum?

Endlich werden wir in die „Kibitka“ (usbekisches Lehmhaus mit flachem Dach) gerufen. Das Weihnachtsbäumchen mit Geschenken ist mit Pappe verdeckt. Vor Ungeduld ganz unruhig, sitzen wir beim Abendessen. Es gibt gekochten „Schalgan“ mit Milchun-

ke. Wie „Schalgan“ schmeckt, weiß nur jemand, der in Mittelasien gelebt hat. „Schalgan“ ist eine Art bittere Rübe, die asiatische Kartoffel. Echte Kartoffeln habe ich damals nicht mal probiert. Nach dem Abendessen muss ich als Jüngste den Vers „Das Christkind ist da“ aufsagen.

Danach wird unser Weihnachtsbäumchen feierlich „enthüllt“ – das braun-beige Wollbaumbäumchen ganz in „Schnee“, dahinter ein leuchtendes Lämpchen, die Watteschneeflocken glitzern im flackernden Lämpchenlicht. Wie im Märchen! Wie schön hat sich Ira, unsere ältere Schwester, das alles ausgedacht. Und unter dem Weihnachtsbäumchen stehen zwei Tellerchen, darin gedörrte Aprikosen, Rosinen und einige Kissbonbons. Erinnern Sie sich noch an diese quadratischen Karamellen mit bunten Streifen, gefüllt mit Fruchtkonfitüre? Lecker!

Danach singen wir Lieder, ganz leise, aber umso eindringlicher. Ich denke, sie müssen auch so gesungen werden. „Stille Nacht, heilige Nacht“ oder „O, du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ – kann man das denn überhaupt laut singen? Heute bin ich 84. Es gab in meinem Leben kein Weihnachtsfest, das nicht so oder anders gefeiert wurde. Aber diese allumfassende, alles ergreifende Vorfreude in Erwartung eines Wunders, wie in jener zaubervollen Weihnachtsnacht meiner fernen Kindheit, hatte ich nie mehr empfunden.

Margarita ZYGANOWA (geb. Unruh)  
Chemnitz;  
Deutsch von Nina PAULSEN  
Foto: Privatchiv

## Kleine Geschichte des Weihnachtsschmucks

Bereits in der ägyptischen und griechischen Antike haben Menschen ihre Häuser im Winter mit grünen Zweigen oder Bäumen geschmückt. Dazu verwendete man je nach Region Palmen, Lorbeer, Fichten oder Tannen. Solche immergrünen Pflanzen galten als Symbole für Fruchtbarkeit und Lebenskraft – und drückten besonders im Winter die Sehnsucht und Hoffnung nach dem nächsten Frühjahr aus. Noch heute lieben wir im Winter das natürliche Grün und den feinen Duft des Tannenbaums in unseren Wohnzimmern.

Für die heidnischen Germanen war die Wintersonnenwende rund um den 21. Dezember einer ihrer wichtigsten Festtage. Dieser besondere Tag kennzeichnete den Beginn des neuen Jahres. Dazu schmückten die Germanen ihre Versammlungsorte und Häuser mit Tannenzweigen. Diese ursprünglichen Traditionen wurden nach und nach mit christlichen Bräuchen und Feiertagen vermischt. Im Mittelalter wurden zu Weihnachten Paradiesspiele aufgeführt, denn der 24. Dezember war der liturgische Gedenktag Adam und Evas. Dazu wurden so genannte Paradiesbäume aufgestellt und mit Äpfeln und Gebäck geschmückt.

Seit über 500 Jahren gibt es Weihnachtsbäume. Auf das 15. und 16. Jahrhundert gehen die Wurzeln unserer heutigen Weihnachtsbäume zurück. Aus dieser Zeit gibt es die ersten Berichte über geschmückte Weihnachtsbäume auf öffentlichen Plätzen. Ab dem 17. Jahrhundert verbreitet sich der Weihnachtsbaum durch deutsche Seeleute und Auswanderer nach und nach auf der ganzen Welt.

### CHRONOLOGISCHE GESCHICHTE DES WEIHNACHTSBAUMS

1419 stiftet die Freiburger Bäckerzunft einen Tannenbaum, der mit Lebkuchen, Äpfeln, Früchten und Nüssen geschmückt ist. Die Beziehung zum Weihnachtsfest ist dabei noch nicht klar.

1441 wird in Tallin ein Baum für ein winterliches Tanzritual aufgestellt. Der Baum

wird bei dem Fest angezündet, ähnlich wie bei dem süddeutschen Brauch der Funkenfeier.

1510 wird der erste Weihnachtsbaum in Riga aufgestellt. Es handelt sich dabei um eine Holzpyramide, die mit getrockneten Blumen, Früchten, Gemüse und Spielzeugen geschmückt ist.

1521 wird in Schlettstadt ein Weihnachtsbaum aufgestellt. Das elsässische Städtchen nimmt für sich in Anspruch, dass dies die erste urkundliche Erwähnung eines Weihnachtsbaumes sei.

1597 stellt die Bremer Handwerkszunft einen dekorierten Tannenbaum auf.

1605 wird aus Straßburg berichtet, dass hier wohlhabende Beamte und Bürger auch in ihren Wohnstuben geschmückte Tannenbäume aufgestellt haben. Dieser neue Brauch verbreitet sich bald in ganz Deutschland.

1611 schmückt Herzogin Dorothea Sibylle von Schlesien den ersten Weihnachtsbaum mit Kerzen.

1748 stellen deutsche Siedler in Pennsylvania den ersten Weihnachtsbaum in Amerika auf. 1832 führt ein deutschstämmiger Harvard-Professor den Brauch auch in gehobenen Kreisen ein.

1814 steht der erste Weihnachtsbaum in Wien, später auch in Paris (1840) und London (1872). Inzwischen sind Christbäume so beliebt, dass erstmals gezielt entsprechende Kulturen angelegt werden, um die steigende Nachfrage zu bedienen.

1882 wird zum ersten Mal ein Weihnachtsbaum in den USA mit elektrischen Kerzen geschmückt.

1982 steht zum ersten Mal ein Weihnachtsbaum auf dem Petersplatz in Rom. Damit gab die katholische Kirche ihre früher eher skeptische Haltung gegenüber den heidnischen Ursprüngen des Baumes auf.

Nachdem Weihnachtsbäume über viele Jahre und Jahrzehnte wohlhabenden Beamten und Bürgern vorbehalten waren, wurden sie im 20. Jahrhundert für die breite Bevölkerung erschwinglich. Heute gehört

die geschmückte Tanne für 80 Prozent aller Deutschen fest zum Weihnachtsfest. Jedes Jahr werden rund 25 Mio. natürliche Weihnachtsbäume in deutschen Wohnzimmern aufgestellt. Mit den Lichtern, Glaskugeln und den Geschenken darunter ist der Weihnachtsbaum die wichtigste traditionelle Weihnachtsdekoration.

In den letzten Jahrzehnten werden auch Plastik-Weihnachtsbäume verkauft. Doch mit der zunehmenden Ablehnung gegenüber umweltschädlichen Kunststoffen stehen die Plastikbäume vermehrt in der Kritik der Verbraucher. Ein natürlich gewachsener Weihnachtsbaum hat dagegen eine weitgehend neutrale CO2-Bilanz.

### DIE GRÖSSTEN UND BELIEBTESTEN WEIHNACHTSÄUßER

Der größte deutsche Weihnachtsbaum steht jedes Jahr in Frankfurt am Main. Der Baum ist in der Regel rund 34 m hoch und wiegt um die acht Tonnen. Als Christbaumständer dient ein fest installiertes Loch vor dem Frankfurter Rathaus „Römer“, in das der Baum gesteckt wird. Die Tanne stammt aus wechselnden Regionen in Deutschland, Österreich oder der Schweiz.

Noch größer ist der Weihnachtsbaum in Dortmund, der jedes Jahr aus 1700 Fichten zusammengebaut wird. Diese einmalige Installation ist ganze 46 m hoch.

Der wohl älteste und größte lebende Weihnachtsbaum in Deutschland steht in Rheinfelden-Eichsel. Dieser Mammutbaum wurde um 1902 in den Eichseler Pfarrgarten gesetzt und hat inzwischen 36,4 m Höhe erreicht. Im Advent wird er jedes Jahr mit 13 000 Lichtern in einen strahlenden Weihnachtsbaum verwandelt.

Der berühmteste Christbaum der Welt ist wohl die riesige Fichte, die vor dem Rockefeller Center in New York aufgestellt wird. Der Baum und die Eisbahn davor ziehen täglich rund 500 000 Besucher aus aller Welt an.

### RAUSCHGOLDENGL UND GLASKUGELN

In den Anfängen wurden die Tannenbäume vor allem mit roten Äpfeln geschmückt und erinnerten damit an den biblischen Baum der Erkenntnis. Später kamen Gebäck, Nüsse und Süßigkeiten für die Kinder dazu. 1774 erwähnt Goethe in seinem Roman „Die Leiden des jungen Werther“ einen „aufgeputzten Baum mit Wachlichtern, Zuckerwerk und Äpfeln“.

Früher stellten die Familien den Weihnachtsschmuck meist selbst her. Gebastelt wurden vor allem einfache Sterne und Ketten aus Papier und Stroh. Ab dem 18. Jahrhundert wurde Rauschgold oder Flittergold populär, sehr dünne, goldglänzende Messingfolien. Sie wurden in den Baum gehängt oder zur Ummantelung von Dekorationsgegenständen genutzt. Berühmteste Beispiele sind die Nürnberger Rauschgöldengel.

Erst gegen 1900 wurde das Rauschgold durch industrielles Lametta abgelöst.

Im 19. Jahrhundert verändert sich der Weihnachtsschmuck: Seit 1847 gibt es erstmals mundgeblasene Christbaumkugeln. Der Legende nach war es ein armer Glasbläser aus Thüringen, der die Kugeln erfand, weil er sich Nüsse und Äpfel nicht leisten konnte. Für rund 100 Jahre waren Glasdekorationen die gängigsten Baumdekorationen, die von Thüringen in die ganze Welt exportiert wurden. Ab 1950 werden die teuren und zerbrechlichen Kunstwerke zunehmend gegen günstige Kunststoffkugeln ersetzt.

Kurios ist der amerikanische Brauch, eine Glasfigur in Form einer Gewürzgurke an den Baum zu hängen. Denn in den USA ist die Annahme verbreitet, dass es sich dabei um eine deutsche Tradition handelt – doch in Deutschland ist dieser Brauch fast unbekannt. Es gibt zwar Belege für frühe Glasgurken aus Thüringen, die aber nie in größeren Stückzahlen hergestellt wurden. Offenbar wurden sie in die USA exportiert und haben sich dort als vermeintlich deutsche Tradition etabliert.

Quelle: www.elvata.de



Swetlana DEMKINA (Text und Fotos)

UMFRAGE

## Weihnachts- und Neujahrsgedanken

Festlich geschmückte Schaufenster in den Geschäften, Feuerwerke und eine Menge von Menschen, die Weihnachtsbäume und Lebensmittel für den festlichen Tisch einkaufen. Weihnachtshektik, die auch in Slawgorod kurz vor Weihnachten und Neujahr herrscht! Nachstehend erzählen die Slawgoroderinnen, wie sie die Weihnachtsfeste feiern. Außerdem ziehen sie die Bilanz des ablaufenden Jahres und äußern ihre Glückwünsche zum Neuen Jahr.



**Larissa MATWEJEWA (70), Rentnerin:**

Weihnachten deutsch feiere ich derzeit hauptsächlich per Skype mit der Familie meines Bruders Jurij, die in Deutschland lebt. In meiner Kindheit backte meine Oma mütterlicherseits zur deutschen Weihnacht Kuchen mit Sträuseln, die mein Bruder und ich besonders gern hatten, und kochte Strudel, entweder mit Kohl und Kartoffeln oder süß mit Äpfeln. Manchmal wurde auch eine mit Buchweizen gefüllte Gans oder Ente gebraten. Leider gingen nach dem Tod meiner Großmutter die Weihnachtstraditionen in unserer Familie allmählich verloren.

In den Sowjetzeiten habe ich in mehreren Regionen des Landes gelebt, daher ist Neujahr für mich wichtiger als Weihnachten (damals wurde Weihnachten nicht nur deutsch, sondern auch russisch wenig gefeiert).

Das Jahr 2021 war aus mehreren Gründen günstig für mich und unsere Familie: Ich habe zwei Monate mit meiner Tochter Anna in Moskau verbracht und viel mit meinem fünfjährigen Enkel kommuniziert. Außerdem konnte meine geliebte Schwiegertochter zu meinem 70. Geburtstag trotz den Beschränkungen aus Deutschland einfliegen.

Was 2022 betrifft, warte ich vor allem auf das Ende der Pandemie, auf die Eröffnung der Grenzen, dass ich die Möglichkeit bekomme, die Babys meiner Nichten zu sehen. Und mögen alle gesund bleiben!



**Swetlana NESTEROWA (59), Erzieherin:**

Unsere Familie feiert Weihnachten deutsch und russisch. Und natürlich auch gern das Neujahr. An deutsche Weihnacht erinnere ich mich seit der Kindheit, weil meine Mutter sowie die Großeltern mütterlicherseits Wolgadeutschen waren. Zu Weihnachten wurde damals unbedingt ein Tannenbaum aufgestellt, unter dem Geschenke lagen. Derzeit wird die deutsche Weihnacht auch in meiner Familie gefeiert. Vier Sonntage vor Weihnachten haben wir im Haus einen Adventskranz mit vier Kerzen und einen Weihnachtsbaum. Seitdem zünden wir je eine Kerze zu jedem Advent an. Als mein Sohn Sergej noch Kind war, putzte er unveränderlich einen Stiefel kurz vor dem Nikolaustag, stellte ihn vor die Tür und fand natürlich am nächsten Morgen dort ein kleines Geschenk.

Derzeit bereite ich immer zur deutschen Weihnacht Geschenke für meine Kinder und Enkelkinder vor, und sie beschenken mich auch. So bastelte beispielsweise meine Enkelin in diesem Jahr einen Adventskranz mit Weihnachtsschmuck und schmückte ihn mit kleinen Souvenirs.

Was das Festessen betrifft, erinnere ich mich aus meiner Kindheit an Riewelkuchen, Strudel und Schnitzsuppe, die meine Mutter und Oma zum Festtisch zubereiteten. Jetzt koche ich selbst diese deutschen Speisen, die von meinen Enkelkindern sehr beliebt sind, und außerdem kommt noch eine gebratene Gans hinzu.

Das Jahr 2021 war zweifellos nicht leicht, wegen dieser Pandemie. Aber wir bemühen uns trotzdem, eine festliche Atmosphäre zu schaffen. Ich wünsche mir, dass das vergangene Jahr alle Sorgen und Probleme mitnimmt und das neue Jahr mehr Gesundheit, Freude und Glück mitbringt.



**Swetlana Wyschar (32), HAUSFRAU:**

Zu meinem Bedauern feiern wir keine deutsche Weihnacht. Diese Tradition würde ich gern in unsere Familie einführen, aber bisher komme ich kaum mit der vorweihnachtlichen Vorbereitung zum russischen Feiertag zurecht. Ich habe drei Kinder, zwei Hunde und eine Katze. Und das alles in einem Haus! Sobald ich also lerne, mit russischen Traditionen harmonisch umzugehen, werde ich sofort mit Freude deutsche Traditionen in meine Familie einführen!

Übrigens mag ich die deutsche Weihnacht und ihre Umgebung mehr als das russische Neujahr. Ich habe selbst keine deutschen Wurzeln, aber mein Mann ist Russlanddeutscher. Kurz vor dem Neujahrsfest gibt es in unserem Haus einen festlich geschmückten Tannenbaum und Schleifen wie Girlanden in den Zimmern.

Meine Eltern braten für das Festessen zum neuen Jahr eine Gans, und es scheint, dass dies irgendwie mit den deutschen Weihnachtstraditionen mitschwingt. Auch einige deutsche Gerichte (Kuchen oder Strudel) wurden von meiner Mutter zubereitet. Derzeit, um das neue Jahr zu feiern, versuche ich, mich nicht auf Leckereien, sondern auf die festliche Atmosphäre zu konzentrieren. Wir feiern das Neujahr zu Hause im Kreise der Familie, aber die deutschen Weihnachtstraditionen sind meiner Meinung nach schöner und stimmungsvoller.

Das Jahr 2021 war für mich nicht schlechter oder besser als die vorherigen. Es gab einige Schwierigkeiten, aber es ist wie immer. Die Hauptsache ist, Frieden und Harmonie in Ihrer Seele zu erhalten, und dann ist es nicht so wichtig, was um Sie herum passiert! Ich wünsche uns allen, uns weniger zu beschweren und mehr Chancen für unser Glück zu sehen! Unsere Welt ist in uns selbst.

Erna BERG

MEINUNGEN

## Aus Omas Schatztruhe

Meine Oma, Katharina Friesen (1903-1984), war eine fleißige gebildete Frau, die kein leichtes Leben hatte. Aber immer fand sie Zeit, um viel zu lesen, und weil es zu ihrer Zeit nicht viele deutsche Bücher gab, schrieb sie alle Geschichten und Gedichte, die ihr besonders gefielen, auf. Dazu nutzte sie die langen Winterabende und die schlaflosen Nächte. Nach ihrem Tod fanden sich in ihrer Kiste mehrere vollgeschriebene Hefte. Leider gingen einige davon mit der Zeit verloren, doch drei davon wahre ich auch heute noch sorgfältig in meinem Privatarhiv auf. Oft, wenn ich mich besonders nach meiner Oma und den Eltern sehne, wenn mein Herz schwer wird und irgendetwas mich aus dem Gleichgewicht zu bringen droht, blättere ich gern in diesen Heften. Obwohl die von der klaren Schrift meiner Oma notierten Erzählungen und Gedichte mit ihrem tiefen Glauben an Gott und seine Gnade verbunden sind, wirken sie auf mich beruhigend. Vielleicht gerade deswegen, dass mir, jetzt schon fast so alt wie meine Oma geworden war, immer öfter Gedanken über den Sinn des Lebens kommen. Besonders heute, in unserer unruhigen, mit dem verruchten Corona-Virus gekennzeichneten Zeit, erinnere ich mich in den einsamen langen Winterabenden an die vergangenen Jahre und suche Trost in den Erzählungen, die meine Oma einst aufgeschrieben hat. Jetzt, am Vorabend des Neuen Jahres, traf ich bei meiner wiederholten Exkursion durch Omas Hefte auf ein Gedicht, das mir besonders ans Herzen fiel, weil es voll und ganz meine, und wie ich glauben möchte, nicht nur meine, Gedanken und Gefühle widerspiegelt. Eben deshalb beschloss ich, es in der „Zeitung für Dich“ zu veröffentlichen. Hoffentlich finden auch unsere Leser Gefallen daran. Schade nur, dass Oma den Verfasser des Gedichtes nicht notiert hat. Aber vielleicht ist jemandem von unseren Lesern dieses Gedicht bekannt und noch erfreulicher wäre es, wenn man den Autor feststellen könnte!

### Ich möchte so gern!

Was ich mir wünsche fürs neue Jahr,  
Das kann ich bereits nicht legen dar,  
Weil es zu weit mich bringen würde  
Und manchem könnte fremd es klingen.  
Sei auch mein Glück auch noch so fern,  
Zufrieden sein möcht` ich so gern!

Das alte Jahr hat mir gebracht  
So manchen Schmerz bei Tag und Nacht.  
Wie ich im neuen werd` leiden müssen,  
Das kann ich heute noch nicht wissen.  
Doch eins erbet ich mir vom Herrn,  
Zufrieden sein möcht` ich so gern.

Mög` auch mein Pilgerlauf sein schwer,  
Wenn nur das Herz nicht bleibt leer  
Von Gottes Trost in schweren Tagen.  
Dann kann man schwere Lasten tragen,  
Dann scheint hell der Hoffungsstern.  
Zufrieden sein möcht` ich so gern!

Die Sorge für das täglich` Brot  
Ist für mich nicht die größte Not.  
Ich habe jeden Tag zu ringen,  
Um nach dem Lichte vorzudringen.  
Und dieses Licht kommt von dem Herrn.  
Ihn lieben möchte ich so gern!

Gar sehr belehrt ist schon die Welt.  
Ein Schöpfer ihr nicht mehr gefällt.  
Wie können wir schon alles wissen?  
Auf Erden glücklich sein wir müssen.  
So hört man sprechen nah und fern,  
Von Gott spricht selten wer noch gern!

Doch Gott zu nahen, tut mir gut.  
Ich fühl mich wohl in seiner Hut`.  
Will auch die Welt Ihn nicht mehr leiden,  
Scheint seine Hilf` auch manchmal fern,  
Ich brauch Ihn dennoch, hab ihn gern!

Dies eine möchte ich mir erleben,  
Dass Gott auch möchte mit mir gehen,  
Auf gleichen und auf krummen Straßen,  
Und nimmer, nimmer mich verlassen.  
Dann bleibt das andre auch nicht fern,  
Ach, Gott, zufrieden sein möcht` ich so gern!

Dies ist mein Wunsch fürs neue Jahr.  
Mir wird immer mehr noch klar,  
Dass alle schöne, guten Gaben  
Von oben nur kann man sie haben.  
Mit allem was mir kommt vom Herrn  
Zufrieden sein möcht` ich so gern!

Aufgeschrieben am 31. Januar 1981  
von Katharina FRIESEN

Erna BERG

ZUM ANDENKEN

## „Mein Vater war ein lebensfroher Mensch“

„Am 22. November wäre mein Vater, Grinemaer Jakob Jakowlewitsch, 100 Jahre geworden“, schreibt uns unser Freund Jakow Grinemaer, Unternehmer aus Slawgorod. „Geboren 1921 im Wolgagebiet blieb er sehr früh, schon um 1930, ohne Vater, der gegen die Bildung der Kolchose auftritt. 1934 wurde sein älterer Bruder, ein Militärangestellter, abgeholt. 1939 wurde mein Vater vermutlich für konterrevolutionäre Tätigkeit verhaftet. Bis 1948 war er vorerst hinter Gitter und nachher in der Trudarmee in den Gruben bei Kolyma. In den Heimatort an der Wolga durfte er nicht zurückkehren, so arbeitete er nach der Entlassung als Schmied in der Maschinen-Traktoren-Station zu Podsosnowo. Seine Mutter und Schwester fanden sich in Kasachstan, wohin sie von der Wolga ausgesiedelt wurden, sein jüngerer Bruder war in den Kriegsjahren spurlos verschwunden. Erst 1956 konnte Vater seine Verwandten aus Kasachstan nach Podsosnowo holen.“

Hier im Verbannungsort Sibirien verlebte er im Dorf Podsosnowo den größten Teil seines Lebens. Hier wuchsen seine Kinder auf, von hier aus ging er in den wohlverdienten Ruhestand. Doch die große Sehnsucht nach der alten Heimat Wolga grub sich für immer in seinem Herzen ein. In schlaflosen Nächten schrieb er sich diese schwere Last



**Jakob Grinemaer, Senior.**

in Reimen von der Seele. Diese Gedichte brachte sein Sohn Jakow Grinemaer, 71 Jahre nach dem verruchten stalinschen Erlass über die zwangsweise Aussiedlung der Deutschen aus ihren Heimatorten, in die Redaktion. Und sie wurden 2012 in der „Zeitung für Dich“ publiziert.

Der Name Jakob Grinemaer, Senior, ist für mich, die schon über 40 Jahren in

der Zeitung mitmacht, nicht fremd. In den 1960er und 1970er Jahren gehörte er zu den aktivsten ehrenamtlichen Dorfkorrespondenten. Seine Briefe waren immer interessant, wobei er im Notfall auch mit seiner Meinung zu diesem oder anderem Ereignis nicht zurückschrak. Er schrieb über seine Landsleute, über die Erfolge und Misserfolge der Kollektivwirtschaft, über das gesellschaftliche und kulturelle Dorfleben.

Doch wieder zurück zum Brief von Jakow Grinemaer: „Womit mein Vater auch immer beschäftigt war, machte er alles gewissenhaft. Aber zeitlebens sehnte er sich nach seiner Wolgaheimat. 1976 machte er sich mit einigen seinen Landsleuten auf den Weg dorthin, und ich durfte mit dabei sein. Es war eine aufregende Reise in die Vergangenheit. Aber noch einmal konnten wir uns das nicht leisten, denn wir waren fünf Geschwister, drei Schwestern und zwei Brüder, zu Hause. Auch hatten wir eine große Nebenwirtschaft, die versorgt werden musste. Zurzeit tragen wir, noch drei lebende Geschwister, neun Enkeln, 19 Urenkeln und vier Ururenkel mit Ehre das Andenken an unseren Vater und Großvater, denn er ist 2003 in einem Alter von 81 Jahren von uns gegangen.“

Foto: Privatarhiv

# Arbeit und Ruhe - alles zu seiner Zeit

Früher waren die Menschen abhängig von den Jahreszeiten. Zu essen gab es nur, was die Natur gerade bereitstellte. Man konnte nicht einfach Obst und Gemüse aus ferneren Ländern einfliegen. Vor allem in der Landwirtschaft wird das Leben vom Wechsel der Jahreszeiten bestimmt. Im Frühling werden die Felder bestellt, und das Vieh kann wieder auf den Weiden grasen. Im Sommer muss das Getreide gepflegt werden, und im Herbst sei alles unter Dach zu bringen. Der Winter ist auf dem Lande eine ruhige Zeit. Auf den Feldern gibt es nichts zu tun. Abends sitzen alle in der warmen Stube zusammen, erzählen interessante Geschichten und machen Handarbeiten.

In den Großstädten spürt man heute die Jahreszeiten kaum. Die Häuser sind gut beheizt, und wenn es dunkel wird, schalten wir Licht an. Man kann sogar im Winter ins Freibad! Der Winter beschert uns auch mit den schönsten Festen des Jahres: Weihnachten und Neujahr. Nachstehend bringen wir einigen Lehr- und Lesestoff, der dir bestimmt helfen wird, diese Feste lustig und interessant zu begehen.

Wir würden uns freuen, wenn ihr, Kinder, zur Feder greifen und uns erzählen würdet, was eure Familien in jeder Jahreszeit unternehmen. Welche Jahreszeit euch am meisten gefällt und warum? Also los! Schreibt uns! Wir warten mit Ungeduld auf eure Briefe, gleich in welcher Sprache sie geschrieben sind - russisch oder deutsch!

Eure „KINDERECKE“-Redaktion

## Ich bin das ganze Jahr vergnügt (Schwäbisches Volkslied)

Ich bin das ganze Jahr vergnügt:  
Im Frühling wird das Feld gepflügt.  
Dann steigt die Lerche hoch empor  
und singt ihr frohes Lied mir vor.

Und kommt die liebe Sommerzeit,  
wie hoch ist da mein Herz erfreut,  
wenn ich vor meinem Acker steh'  
und soviel tausend Ähren seh'!

Rückt endlich Erntezeit heran,  
dann muss die blanke Sense dran:  
Dann zieh' ich in das Feld hinaus  
und schneid' und fahr' die Frucht nach Haus.

Im Herbst schau' ich die Bäume an,  
seh' Äpfel, Birnen, Pflaumen dran,  
und sind sie reif, so schütt' l ich sie.  
So lohnet Gott des Menschen Müh'.

Und kommt die kalte Winterzeit,  
dann ist mein Häuschen überschneit,  
das ganze Feld ist kreideweiß  
und auf der Wiese nichts als Eis.

So geht's jahraus, jahrein mit mir,  
ich danke meinem Gott dafür  
und habe immer frohen Mut  
und denke: Gott macht alles gut.

## James KRÜSS Das gereimte Jahr

Tritt frisch und klar ins neue Jahr  
und rodle durch den **Januar!**

Im **Februar** hüpf wie ein Ball  
buntschillernd in den Karneval!

Im **Frühjahr** blicke wie der **März**  
mit Primelaugen sommerwärts!

Trag warme Sachen im **April!**  
Dann kann er machen, was er will.

Wenn alles duftet, grünt und blüht,  
sing wie der **Mai** ein Frühlingslied!

Empfang den **Juni** mit Hurra,  
denn bald sind deine Ferien da!

Im **Juli** fahr das Heu ins Haus  
und radle an den See hinaus!

Und bade, spiel und toll mit Lust  
im warmen, prächtigen **August!**

Bleib heiter, wenn die Blätter fallen  
und die **Septembernebel** wallen!

Und im **Oktober** musst du schau'n  
die Wälder, gelb und rot und braun!

Nimm dich in Acht vor Mumps und Husten,  
wenn die **Novemberwinde** pusten!

Doch den **Dezember** fürchte nicht!  
Er zündet an das Weihnachtslicht.

Ein Jahr ist bald herum. Jedoch:  
Sehr viele Jahre folgen noch.

## So kannst du üben:

Suche im Gedicht, was wir im Januar,  
im April, im Mai, im Juni, im August  
und in allen anderen Monaten tun sollen!  
Schreibe so:

*Im Januar sollen wir rodeln.  
Im April sollen wir warme Sachen tragen.  
Im Mai ... und so weiter.*

## Wodemar HERDT Zum Neujahr

Grobe weiße Flocken,  
Frost und Sonnenschein!  
Frohe Kinder jubeln  
Dort im Tannenhain.

Grüne schlanke Bäumchen  
Neigen ihr Geäst:  
„Nehmt mich doch, ihr Kleinen,  
Mit zum Neujahrsfest.“

Schmückt mit Band und Perlen  
Mir das grüne Haar,  
Will euch dafür bringen  
Glück im neuen Jahr!“

„All euch, schöne Bäumchen,  
Brauchen wir ja nicht.  
Wachst nur friedlich weiter  
Unterm Sonnenlicht.“

Schaut aus stillen Fernen  
Euch die Schönheit an,  
Wenn mit Lichtersterne  
Kommt der Neujahrsmann.

Dass ihr nichts verschlafet,  
Rat ich eins euch nur:  
Lauscht dem lauten Schlagen  
Moskaus Kremluhr!“

## Ewald KATZENSTEIN Neujahrstanz

O Tannenbaum, o Tannenbaum!  
Du stehst geschmückt im hohen Raum.  
Ei, hopsa, geht's hier lustig her!  
Ja, rundherum, das ist nicht schwer.

Nach rechts, nach links, im Schleiferschritt.  
Dass niemand auf die Füße tritt!  
Der Neujahrsmann ist auch im Kreis.  
Jetzt hält er an, denn ihm wird's heiß.

Er teilt uns froh Geschenke aus  
und geht dann fort ins nächste Haus.  
Wir naschen flink vom Zuckerwerk:  
In jeder Tüte ist ein Berg!

Und wieder geht's bald hin, bald her,  
ja, rundherum, das ist nicht schwer.



Wir singen froh: „O Tannenbaum,  
du strahlst vor Glück im hohen Raum.“

Uns blendet fast dein lichter Glanz,  
dein grünes Kleid im Neujahrskranz.“  
Drum, Ringel-Reihen hin und her.  
Ja, rundherum, das ist nicht schwer.

## Erika ENGEL Tannenbäumchen

Tannenbäumchen sei nicht bange,  
wenn der Schnee drückt,  
dauert gar nicht mehr so lange,  
wirst dann fein geschmückt.

Glöckchen klingt im Festtagszimmer,  
ruft, es ist soweit.  
Bäumchen strahlt im Kerzenschimmer  
und im Silberkleid.

Glitzersterne an den Zweigen,  
Nüsse, goldbemalt;  
Bäumchen will sie alle zeigen,  
Bäumchen steht und strahlt.

Puppenkind im neuen Kleide,  
Bär und Hampelmann  
sehen sich voll großer Freude  
unser Bäumchen an.

## Reinhold FRANK Schneeflöckchen und Schulkinder

Schneeflöckchen, Weißröckchen,  
Ihr tanzt in dem Wind.  
Doch uns hält das Glöckchen,  
Weil Schüler wir sind.

Ihr tanzt vor den Scheiben  
Und ladet hinaus,  
Doch wir müssen bleiben,  
Bis die Stunde ist aus.

Doch, Schneeflöckchen, Weißröckchen,  
Nur bisschen Geduld, -  
Bald läutet das Glöckchen,  
Dann geht's mit Tumult.

Auf Schlittchen, ihr Lieben,  
Hinunter zum Teich.  
Den Neujahrstanz üben  
Wir heut' noch mit euch.

## Die kleinen Kinder sagen zu Weihnachten (Volksgut)

\*\*\*  
Wenn's Weihnachten ist,  
wenn's Weihnachten ist,  
dann kommt zu uns  
der Heilige Christ.

Da bringt er eine Muh,  
da bringt er eine Mäh  
und eine schöne Tschingterätät!

# Neujahrsgeschenk

(Zum Lesen und Nachdenken)

Die Mutter hatte im Verkaufsladen genau den Teller gesehen, den sie brauchte: tief und wunderbar blau glasiert. Sie sagte mehrmals, dass er sehr hübsch gewesen sei. Der Vater aß bedachtsam, guckte vor sich hin und entgegnete nichts. Willi saß und baumelte mit den Beinen und überlegte, dass er sich neue Schlittschuh kaufen müsse, weil die seinigen schon alt und verrostet sind.

„Seitdem mir Willi den Teller zerschlagen hat, habe ich immer überlegt: So einen Teller brauchst du. Und genau so habe ich ihn mir vorgestellt beinahe nicht so hübsch“, sagte die Mutter.

Willi vergaß die Schlittschuh und hörte auf mit den Beinen zu baumeln. Es ist nie angenehm, an eine Dummheit erinnert zu werden. Er setzte sich ordentlich zurecht. Aber schon Sekunden später baumelte er doch wieder mit den Beinen, und fast hätte er auch nun gepffiffen. Weil ihm nämlich eine fixe Idee gekommen war.

Nach dem Essen kramte Willi aus seinem Versteck ein Kistchen hervor und verzog sich mit ihm in die andere Stube, riegelte sich ein und zählte das Geld. Was kostet im allgemeinen ein Teller? Und was kostet er, wenn er nicht teuer ist? Und also machte er sich auf den Weg.

Im Verkaufsladen sah er die große Tanne mit den vielen elektrischen Birnen auf den Zweigen. Das Herz schlug ihm höher. Dann roch er auch schon die Konfekte und Waffeln. Er ging schnell vorüber. Dabei überlegte er: Schlittschuh - einen Teller, aber eine Waffel müsste auch sein oder ein rotbackiger Apfel. Aber noch wusste er, dass er zuerst nach Mutters Teller suchen musste. Er müsste wissen, was der kostet. Im Rechnen war er einer der Besten in der Klasse, und er wollte es auch jetzt ganz genau wissen, um einteilen zu können.

Nun stand er vor der Spielzeugabteilung und konnte sich nicht satt sehen an Autos, Traktoren und Eisenbahnen. Das Wasser lief ihm im Munde zusammen beim Anblick der Äpfel, Schokoladetafeln, Bonbons und der anderen Leckereien. Er drückte das Geld in die Faust zusammen, dass es ganz heiß wurde und ihm wehtat. Die Verführung war doch zu stark und er kaufte eine Waffel und einen Apfel.

Plötzlich stand er vor der Abteilung, voll bunter Teller. Das war anzusehen, wie in einem Märchen: Krüge, Teller, Schalen und Vasen, wunderbar glasiert und leuchtend in allen Farben. Willi vergaß sogar, in seinen süßen Apfel zu beißen. Ein Teiler war immer schöner und bunter als der andere. Er fasste Mut und fragte sofort nach dem Preis. Und dann stand er mit offenem Mund: „Weshalb habe ich aber auch nicht mehr gespart“, dachte er ärgerlich. Doch dann hatte er wieder eine Idee: Wenn ein Teller kleiner war, müsste er doch weniger kosten! Richtig, der nun genannte Preis war geringer. Da konnte er wenigstens noch zwei Haltestellen mit dem Autobus hin und zurückfahren. Und er lief los zur nächstgelegenen Haltestelle. Den Teller wollte er nachher holen, damit er ihm nicht auch wieder entzweige. Und dann fuhr er auf dem Autobus, als ging es um den Preis eines blauen Tellers. Nicht an der dritten, nicht an der vierten, nicht an der fünften - und erst an der sechsten Haltestelle stieg er um, fuhr zurück bis zum Verkaufsladen und verließ schweren Herzens den Bus. Es ging eben zu schön. Jetzt war ihm erst eingefallen, dass er nur drei Haltestellen fahren hätte dürfen. Auweh! Jetzt kam der zweitgrößte Teller auch nicht mehr in Frage. Und so konnte er sich denn auch noch getrost einen Apfel kaufen. Schließlich war das ja eine anstrengende Fahrerei gewesen.

So ist es denn zuletzt der kleinste der drei hübschen Teller geworden, den Willi am Neujahrstag seiner Mutter überreichte.

Dann aber stand er vor dem Tisch mit seinen Geschenken, nicht nur die neuen Schlittschuh und die Eisenbahn vom Vater, einen Kran zum Umladen - vor allem, was die Mutter gestrickt und gebacken und genäht hatte - es war der ganze Tisch voller Geschenke. Alles Sachen, wie er sie sich gewünscht hatte. Da fühlte Willi, wie ihm die Ohren heiß wurden und dann das ganze Gesicht, so schämte er sich nun für den kleinsten der Teller. Er drehte sich um und fiel der Mutter um den Hals und sagte: „Im nächsten Jahr - bestimmt im nächsten Jahr schenke ich dir den größten Teller!“

H. HEIDT  
Aus dem RF/zfd-Archiv

Bild: ru.freepik.com

Seite vorbereitet von Erna BERG

Z für DICH  
ZEITUNG

Karl-Marx-Straße, 144, Slawgorod,  
Region Altai, 658820 Russland  
Tel./Fax: 007\38568\52845,  
e-mail: azfdi@ab.ru

658820, Altayskij kraj, g. Slawgorod, ul. K. Marksa, 144  
Tel./Fax: 007\38568\52845, e-mail: azfdi@ab.ru

Chefredakteur: Henry ROHR, Redakteurin: Swetlana DEMKINA  
Hauptredaktor: G. F. POOP, шеф-редактор: С. В. ДЕМКИНА

Газета выходит ежемесячно.  
Заказ № 5211  
Тираж 660 экз.

Отпечатано в ООО «ИПП «Алтай»  
(656043, Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105)  
Подписной индекс: ПАО55. Свободная цена.

С вопросами и пожеланиями по доставке газеты в Алтайском крае  
обращаться в почтовые отделения.

Свидетельство о регистрации СМИ ПИ № ФС 77 - 69111 от 14.03.2017 г.  
выдано Федеральной службой по надзору в сфере связи,  
информационных технологий и массовых коммуникаций.

УЧРЕДИТЕЛИ: Управление печати и массовых коммуникаций Алтайского края  
и краевое государственное унитарное предприятие газета «Алтайская правда».  
Адрес редакции и издателя: 656049,  
Алтайский край, г. Барнаул, ул. Короленко, 105  
Тел./Факс: (3852) 35-31-44, e-mail: mail@ap22.ru

6+